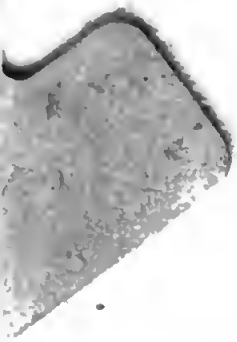
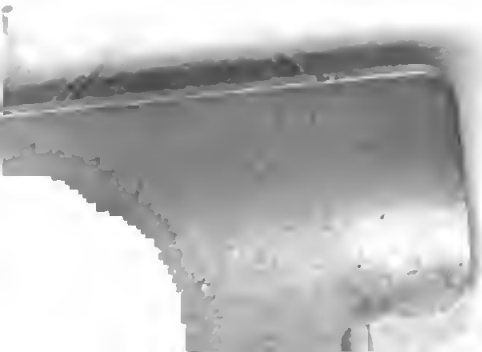




Digitized by Google

Der Sansculotte.

Von

Paul Féval.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Sansculotte.

Zweiter Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

K.

Die bretagnische Volksmesse.

Auch in Brest, wie schon gesagt, machten sich die Anzeigen der beginnenden Revolution, welche Frankreich umgestalteten, ziemlich deutlich bemerkbar, und der aristokratische Uebermuth des großen Corps stimmte sich ein wenig herab. Die Bürger und die blauen Offiziere waren wohl noch immer mancherlei Beleidigungen ausgesetzt, allein sie ertrugen sie nicht mehr geduldig. Ueberall regte sich eine Lust, sich gegen die privilegirten Klassen aufzulehnen; ein revolutionärer Geist hatte sich aller Gemüther bemächtigt. Alles war, wie von einem Elemente des Aufruhrs und kecker Herausforderung, durchdrungen. Es lag in der Luft, die man einathmete, in den Worten, die man sich mittheilte; sich selbst fühlte man plötzlich, ohne zu wissen wie, davon ergriffen. Die niederen Klassen, die bisher nur gelebt hatten, um sich von den andern ausbeuten zu lassen, waren endlich bei

jenem Zeitpunkte angelangt, den gewiß auch jeder Einzelne, wenigſtens einmal in ſeinem Leben gehabt hat, wo man ſich zu einem entſcheidenden Entſchluſſe gedrängt fühlt, und geraden Weges, auf jede Gefahr hin, auf ſein Ziel losgeht; wo uns ein eigenthümlicher, fieberhafter Muth beſeelt, der eben ſo unerklärlich iſt, als jene moraliſche Erſchlaffung, jene allgemeine Muthloſigkeit, die zu gewiſſen Zeiten ſich ganzer Völker ebenſo wie einzelner Individuen bemächtigen, und ſie der Zwangsherrſchaft des erſten Beſten preisgeben.

Ohne ſich eine klare Vorſtellung von der Urſache und dem wahren Weſen einer ſolchen Aenderung der Dinge zu machen, hatten die Offiziere der Marine doch eine gewiſſe Ahnung davon. Sie verriethen dies durch ihr weniger herriſches Weſen, durch eine gewiſſe, ängſtliche Vorſichtigkeit, die ſich eben ſo wenig verläugnete, als die triumphirende Freude des dritten Standes.

Die Vorfälle des 26. und 27. Januars zu Rennes, und der blutige Kampf der jungen Bürger gegen den Adel und deſſen Dienerſchaft hatten dazu beigetragen, die Gährung, welche im Stillen ſich in den Gemüthern der Einwohner von Breſt verbreitete, noch zu vermehren. Man kam in den Kaffeehäuſern zuſammen, um die „sentinelle du Peuple“ zu leſen, deren energiſche Sprache weder Anſichten noch Perſonen ſchonte.

Eine ſolche Kühnheit war in damaliger Zeit ohne Beiſpiel. Zum erſten Male las man ein Journal, wel-

ches Alles zu ſagen wagte, und Jeder empfand eine Art von Schreck und Furcht dabei. Die Preſſe war eine noch unbekannte Waffe, deren weitſchallende Wirkungen ungefähr denſelben Eindruck auf Alle machte, wie die Exploſion einer Kanone auf die wilden Völker der neuen Welt; nachdem aber einmal die erſte Ueberraſchung vorüber war, ſuchte es Einer dem Andern in Kühnheit zuvorzuthun; es galt, wer ſich im Gebrauch der neuen Waffe am verwegenſten zeigen würde. Jeder wagte jetzt laut zu ſagen, was er bisher vielleicht nicht einmal zu ſich ſelbſt ganz leiſe zu ſagen gewagt hatte. Jeder alte verhaltene Groll wurde jetzt hervorgeſucht, die verborgenſten Gedanken der Seele an's Licht gezogen; Man ſchüttete ſeine Galle auf dem Papiere aus, und der Unwille Aller wurde genährt durch den Unwillen jedes Einzelnen.

Während meines Aufenthaltes in Breſt war ich Zeuge eines Auftrittes geweſen, der mir einen Maßſtab für den Stand der öffentlichen Meinung abgab. Es war eines Abends, als ich in das Kaffeehaus eintrat, welches von den jungen Leuten der Stadt und den blauen Offizieren beſucht zu werden pflegte, und mit Verwunderung ſah, daß Alle um einen Tiſch herumſaßen, an welchem ein junger Mann ſtand, welcher vor einem Glaſe Punſch mit gravitätiſcher Geberde die Ceremonien einer Meſſe parodirte.

Ich trat näher heran, und fragte einen Offizier, was es denn da gäbe.

„Die Meſſe des bretagniſchen Volkes wird geleſen, mein Herr,“ antwortete mir jener, „zum Gedächtniß der merkwürdigen Tage von Rennes.“

Ich horchte auf; der junge Mann recitirte aber mit lauter Stimme den Theil der Meſſe, welcher im Meßbuche Tractus genannt wird.

„Dies war für die ſchimpflich Beſiegten ein Tag der Finſterniß, der Trübſal, der Angſt.

„Die Niedrigen wurden erhöhet und verſchlangen die Hoffärtigen.

„Sie werden beſtürzt geweſen ſein, dieſe Elenden, daß ſie ein ſo ärgerliches Leben geführt haben; oder vielmehr ihr Sturz wird ſie nicht haben beſtürzen können, denn ſie wiſſen nicht, was Scham iſt.

„Sie haben ihre Diener mit Dolchen bewaffnet, und haben ihnen Geld gegeben, auf daß ſie der Bürger Blut vergießen ſollten.

„Weit entfernt, ſich deſſen zu ſchämen, haben ſie ſich damit gebrüſtet, und weit entfernt, Reue zu empfinden, haben ſie mit Freuden diejenigen aufgenommen, welche um ſolchen Gräuel warben, und welche um die Ehre baten, die Mörder anzuführen.

„Einer der Ihrigen ist todt zu ihren Füßen hingestreckt worden.*)

„Seine Mutter, die ihn aufgemuntert, stand an einem Fenster und sah ihn stürzen und schrie laut.**)

„Von allen Seiten geschlagen und zu Boden geworfen, stößt der Adel beschämt diese Klagen aus:

— „Ach! das Volk hat unsere schwache Seite getroffen; mit leichter Mühe hat es uns unseres Ruhmes beraubt.

— „Wir sind der Gegenstand seiner Spottlieder geworden; wir sind seinem Hohn preisgegeben.

— „Es verabscheut uns, es weicht mit Verachtung von uns, es scheut sich selbst nicht, uns ins Antlitz zu speien.“ —

Dann folgten folgende, fast wörtlich aus dem Buche der Weisheit und den Sprüchen Salomonis, übertragene Stellen:

„Die Natur hat uns Alle gleich geschaffen. Ich bin ein sterblicher Mensch, ähnlich allen Andern von dem Geschlechte des Menschen, der aus Erde gemacht ist; von Fleisch in Form gebildet, bin ich aus Mutterleibe hervorgegangen.

---

*) De Boisher.

**) Eine andere Dame von Adel hatte auch mit einer Pistole am Fenster gestanden und sich zeigen lassen, auf wen sie schießen solle.

„Ich bin geboren worden und athme die Luft, die Alle athmen; ich bin auf dieſelbe Erde zur Welt gekommen und mein erſter Laut war Schreien, wie bei Euch, ihr Großen der Welt.

„Man hat Euch in Windeln eingewickelt und gepflegt.

„Es giebt keinen König, der anders geboren worden wäre; die ſtolzen Adeligen benehmen ſich, als wären ſie von anderer Art, und doch hängt ihre Eitelkeit an den jämmerlichſten Bedürfniſſen.“

Hierauf las der junge Menſch das Evangelium der Vernunft:

„Preis ſei Dir, Vater aller Weſen.

„Von Anbeginn der Welt, ſpricht der Herr, iſt mir die Hoffart ein Abſcheu und das Gebet des Niedrigen mir angenehm geweſen. Ich will das Gedächtniß der Uebermüthigen vertilgen aus den Geiſtern der Menſchen. Ich will ſie vernichten mit einem ihrer Kinnbacken, mit dem Kinnbacken eines jungen Eſels.

„Dieſe Klaſſe der Adeligen iſt ohne Verſtand, ohne Weisheit. Mich haben ſie angegriffen in ihrem Frevelmuth, und der Lärm ihres Uebermuthes iſt bis zu meinen Ohren gedrungen. Ich werde um ihre Naſen einen Ring legen und an ihren Mund ein Gebiß, und werde ſie zum Umkehren bringen, ſie ſollen noch weniger werden, als was ſie früher geweſen ſind. Die Zeit iſt gekommen, mein Volk, das Joch abzuſchütteln aller dieſer

Tyrannen in Roben, in Mänteln und mit Degen. Dann wird der Prieſter wie der Bürger ſein, der Herr wie der Diener, die Herrin wie die Magd, der Edelmann wie der Bürgerliche, der, welcher borgt, wie der, welcher leiht; alſo da die Gelegenheit jetzt günſtig iſt, fordert laut Eure Rechte wieder, und ſetzt Euch in Beſitz der Privilegien Eurer Väter.“

Nun folgten das patriotiſche Credo und das nationale Pater.

Credo.

„Ich glaube an die Gewalt des Souverains; ich erkenne die davon ausgehende der Magiſtrate an; aber jene iſt widerruflich im Fall der Verletzung der Nation, dieſe im Fall der Verletzung eines einzelnen Bürgers; jene von der Nation an die männlichen Erbfolger einer beſtimmten Familie übertragen, dieſe verantwortlichen und abſetzbaren Bürgern anvertraut. Ich glaube an die Gewalt des Souverains in Allem, was die Juſtiz, die Polizei, den Handel, die Künſte und Wiſſenſchaften, den Krieg betrifft; ich glaube an die unveräußerliche und unverjährbare Gewalt der Nation in Allem, was die Bewilligung der Steuern, ihre Vertheilung, ihre Erhebung, die Controle ihrer Verwendung und ihre Dauer betrifft. Ich glaube an das Bedürfniß regelmäßig und in nicht zu großen Zwiſchenräumen wiederkehrender Verſammlungen der allgemeinen Stände, damit die Nation ſich ihres geiſtigen Lebens bewußt

bleibe; an ihre unbedingte Nothwendigkeit für die Erneuerung und Fortbewilligung der Steuern; an ihre Nützlichkeit zu Hebung von Mißbräuchen aller Art; und zur Ausführung Alles deſſen, was man für gut und wohlthätig hält. Ich hoffe mit Zuverſicht auf die Vernichtung der Laſter und auf die Herrſchaft der Tugenden.

Amen!“

Pater.

„Vater unſer, der Du ſitzeſt auf dem Throne der Franzoſen, möge die gegenwärtige Revolution einen glücklichen Ausgang haben, damit ſie dieſem Throne Feſtigkeit, Deinem Namen Ruhm, Deinem Reiche Dauer, Deinem den Geſetzen unterworfenen Willen Folgeleiſtung bringe. Sichere uns unſer Eigenthum, nimm Rache für uns wegen des Unrechts, daß man uns unter Mißbrauch Deines Namens und Deiner Autorität zugefügt hat; überliefere uns nicht mehr der Gewalt der Adeligen, ſondern befreie uns ganz davon.

Amen.“

In dieſem Tone mehr drohender, als burlesker Gravität ging dieſe ſeltſame, faſt wörtlich aus Bruchſtücken der Heiligen Schrift zuſammengeſetzte Meſſe noch weiter fort. Die Verſammlung hörte ihm zu unter ſtummen Lächeln, kurzen Ausrufungen des Unwillens und ſchnell wieder abgebrochenem Beifallklatſchen.

Was mich betrifft, ſo war ich voll Verwunderung

und Theilnahme der Vorleſung dieſes halbchriſtlich-religiöſen, halbphiloſophiſch-politiſchen Pamphlets gefolgt; ein ächtes Product eines Bretagners, der ſeine neuen Götzen mit denſelben Ceremonien und denſelben Formen des Gottesdienſtes, wie die alten, anbetet.

Als der junge Mann mit Vorleſen fertig war, näherte ich mich ihm und fragte nach dem Verfaſſer dieſer Schrift; er reichte mir eine Broſchüre dar, die er in der Hand hatte, es war die

Messe du peuple breton,
En mémoire des célèbres journées du 26. et 27. janvier 1789.
En latin et en français, suivant le texte des Ecritures.
Par un patriote mal costumé! *)

In trüber und nachdenklicher Stimmung heftete ich meine Blicke lange auf dieſen Titel. Er war ſehr beredt, und es war leicht vorauszuſehen, wohin das führen würde; von dem ſchlechtgekleideten Patrioten von 1789 war gar nicht mehr ſo weit bis zum Sansculotten von 1793.

*) Dieſe Broſchüre, welche ich noch beſitze, iſt gedruckt zu Saint-Anne d'Auray, bei Jean Oueſtré, Buchhändler.

XX.

Das Schloß Kerjean. — Tod meiner Aeltern.

Die Liquidation M. Dumery's und noch einige neue Aufträge, die er mir ertheilt hatte, hielten mich beinahe drei Monate in Breſt zurück. Ich wollte dies benutzen, um die benachbarten Städte zu beſuchen; allein ein unerwartetes Begegniß, das ich in Saint-Pol hatte, vereitelte meinen Plan.

Ich traf daſelbſt den Doctor Launay, der ſich auf das Schloß von Kerjean begeben wollte. Er war der Arzt der Frau von Coëtanſecours geweſen, als dieſe in der Gegend von Treguier wohnte, und wollte ihr jetzt einen Beſuch machen; er machte mir den Vorſchlag, ihn zu begleiten. Ich nahm dies um ſo lieber an, als die Marquiſe ſich von jeher als eine Freundin oder vielmehr Gönnerin unſerer Familie bewieſen hatte.

Frau Suſanne de Coëtanſecours war lange Zeit in der Bretagne wegen ihrer Schönheit berühmt geweſen, und war es noch wegen ihres Stolzes und ihres

Hochmuthes. Eine Menge hierauf Bezug habender Anecdoten erzählte man von ihr, und Launay theilte mir unterwegs einige derselben mit. Eine davon fiel mir besonders auf.

Vor einigen Monaten hatte ihr Herr de la Marche, Bischof von Léon, mit sechs bis acht Pfarrern der Umgegend Besuch gemacht. Als die Stunde gekommen war, wo man sich zu Tische setzen wollte, bemerkte einen der Prälat, daß man nur für ihn ein Couvert aufgedeckt hatte; er fragte den Tafeldiener, wo denn die übrigen Geistlichen, welche mit ihm gekommen, essen sollten.

„In der Anrichtstube, Monseigneur," antwortete der Tafeldiener.

Schnell nahm M. de la Marche sein Couvert und ging nach der Thüre zu.

„Wo gehen Sie denn hin?" fragte ihn erstaunt Frau von Coëtansecours.

„Ich will mit meinem Geistlichen zu Mittag essen, Madame," antwortete der Bischof.

Die Marquise gerieth in Verlegenheit, entschuldigte sich, und befahl für die Pfarrer mit zu decken.

Wir trafen bei unserer Ankunft das Schloß Kerjean wie eine Festung in Vertheidigungszustand gesetzt. Die Wälle waren mit Geschütz besetzt, die Schutzgatter in vollem Stande; jeden Abend wurden die Zugbrücken aufgezogen, und alle Schlüssel, selbst der des Ausfallthores unter das Kopfkissen der Marquise gelegt.

Wir wurden nicht eher hereingelaſſen, als bis wir unſere Namen einer Art von Kammerherrn genannt, der ſie wieder einer Ehrendame mittheilte, welche ſie der dienſtthuenden Kammerjungfer meldete; ſodann mußten wir immer noch ziemlich eine halbe Stunde im Vorzimmer warten: es war, als ob man in Verſailles beim kleinen Lever der Königin wäre.

Endlich wurden wir vorgelaſſen, und der gute Empfang, den uns die gute Marquiſe zu Theil werden ließ, ließ uns bald das Läſtige der Etiquette, welche in ihrem Hauſe eingeführt war, vergeſſen.

Frau von Coëtanſecours war ſchon ziemlich bejahrt, aber von lebhaftem, originellem und leicht zu gewinnendem Geiſte. Ich gefiel ihr vom erſten Augenblick an. Sie ſprach lange mit mir von meiner Familie, forderte mich auf, ihr meine Geſchichte zu erzählen, die ſie ſehr zu unterhalten ſchien, und erklärte mir, daß ich einige Tage in Kerjean verweilen müſſe.

Ich weiß nicht, ob es die Eiferſucht auf meinen guten Empfang bei der Marquiſe war und der Aerger darüber, ſich durch mich in den Schatten geſtellt zu ſehen; aber Launay ließ ſich durch kein Bitten bewegen, und reiſte den Tag darauf ab, mich mehr in Verlegenheit über das Glück, welches ich gemacht, als in Entzücken darüber, allein zurücklaſſend.

Das Schloß Kerjean war damals der Sammelpunkt des ganzen dortigen Adels. Von Quimperlé und

Dinan kam man zu den Feſten, welche die Marquiſe gab. Ich war ſo glücklich, bei einem derſelben zugegen zu ſein, wo die glänzendſten Namen der Bretagne repräſentirt waren. Große Jagden in den Waldungen, welche zum Schloſſe gehörten, folgten auf dieſes Feſt. Ich empfand anfänglich einiges Widerſtreben, mich unter die Gäſte der Frau von Coëtanſecours zu miſchen; ich fürchtete Geringſchätzung, die ich nicht ſo leicht ertragen haben würde; allein ich gewahrte bald, daß ein Jeder ſeinen Stolz abgelegt hatte, um ſich lediglich dem Vergnügen hinzugeben, und daß die Liebenswürdigſten gerade die Vornehmſten waren.

Auf dieſe Weiſe beruhigt, vergaß ich meine Schüchternheit (dieſe andere Art von Stolz, welchen die Niedrigen haben), und überließ mich unbefangen dem Vergnügen.

Freude ſo gut als Schmerz, und jede andere Herzensempfindung führen ſchnell zur Vertraulichkeit. Bald hatte ich mich durch Neigung und Umgang an die meiſten der Gäſte der Marquiſe enger angeſchloſſen. Dieſe ihrerſeits lud mich von einem Tage zum andern ein, noch länger bei ihr zu verweilen, und ſo dehnte ſich mein Aufenthalt zu Kerjean, der anfänglich nur wenige Stunden dauern ſollte, auf mehrere Wochen aus.

Endlich jedoch erhielt ich einen Brief von M. Dumery, der mich nach Breſt zurückberief. Ich brachte die Geſchäfte, welche ich noch abzumachen hatte, zum

Abſchluß und reiſte nach Rennes zurück, diesmal meinen Weg über Guingamp nehmend.

Nur einige Stunden hatte ich mich daſelbſt aufhalten wollen, um meinen Vater zu begrüßen und meine Schweſtern in ihrem Kloſter zu beſuchen; allein bei meiner Ankunft hörte ich, daß mein Vater an den Blattern krank liege. Ich lief in das Comptoir, wo ich meine beiden Brüder traf; ſie waren eben beſchäftigt, das Hauptbuch durchzublättern und die Papiere aufzuzeichnen.

Mein Eintritt überraſchte ſie und ſchien ſie zu ſtören. Ich that, als bemerke ich es nicht, und fragte, wie ſich der Kranke befinde.

„Sehr ſchlecht," antwortete Laurent.

„Und wo iſt die Mutter?"

„An ſeinem Bett."

Ich ging hinaus, um ſie aufzuſuchen, als ich auf der Treppe meinen Schweſtern, welche eben gekommen waren, begegnete.

Wir küßten uns und weinten; dann gingen wir zuſammen in das Zimmer, wo der Kranke lag.

Meine Mutter ſah ſich um und ging auf uns zu: ich warf mich ihr in die Arme.

„Du kommſt zu einem traurigen Zeitpunkte an, Baptiſte," ſagte ſie zu mir mit einer gewiſſen Ruhe.

„Iſt denn keine Hoffnung mehr?" fragte ich.

Sie ſchüttelte mit dem Kopfe. Ich ließ ſie mit

den Schweſtern allein, und trat leiſe an das Bett des Kranken heran.

Er lag in einem unruhigen Schlafe, das Geſicht voll dunkelrother Flecke, mit aufgedunſenen Augenlidern und halbgeöffnetem Munde. Seine beiden Hände hatten krampfhaft die Decke, unter welcher er lag, gefaßt, und ſeine grauen Haare ſchienen vom Schmerze emporgerichtet. All mein Groll verſchwand bei dieſem Anblick; ein Strom von Thränen ergoß ſich aus meinen Augen. Ich ſetzte mich neben das Bett, und neigte mein Geſicht über das des Kranken; ich hätte ſeine Krankheit von ihm wegathmen und an ſeiner Stelle ſterben mögen.

Er ſchlug die Augen auf, erkannte mich und lächelte.

Mein Herz war ſchon gerührt; dieſes Lächeln, es war das erſte Mal, daß ich es auf dem Geſichte meines Vaters ſah, drang mir tief in die Seele und ich weinte von Neuem; ich ergriff ſeine Hand und bedeckte ſie mit Küſſen. Er zog ſie ſchnell wieder zurück.

„Greife mich nicht an,“ ſagte er mit zitternder Stimme, „Du könnteſt angeſteckt werden.“

„Was thut es?“ rief ich und drückte auf's Neue ſeine Hand.

In dieſem Augenblick traten meine Schweſtern herzu; er richtete einen matten Blick auf ſie, ſtammelte ihre Namen und ſchloß die Augen wieder.

„Stört ihn nicht,“ ſagte meine Mutter leiſe.

Wir entfernten uns vom Bett. Das Herz wollte mir zerſpringen, ich hätte laut weinen mögen, meinen Vater an meine Bruſt drücken und ihn flehentlich bitten mögen, mich zu lieben.

Nachdem er einige Augenblicke ruhig gelegen, richtete er ſich auf, blickte um ſich und fragte nach Laurent. Ich ging hinab, um ihn zu holen.

Als ich mich dem Comptoir näherte, hörte ich laut darin ſprechen.

„Dieſe ſechstauſend Livres müſſen da ſein,“ ſagte François mit einer gewiſſen Heftigkeit.

„Sie ſind in der Fabrik verwendet worden,“ erwiederte Laurent.

„Das mußt Du erſt belegen.“

„Die Rechnungen ſind abhanden gekommen.“

„Dann biſt Du dafür verantwortlich.“

„Das wird ſich finden.“

„Die Gerichte werden Dich ſchon daran erinnern.“

„Wartet doch wenigſtens ſo lange, bis der Sterbende in der Gruft iſt,“ rief ich.

Erſchreckt wandten Beide ſich um.

„Er hat uns belauſcht, wie ein Spion!“ rief Laurent zornig.

Ich warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

„Was willſt Du denn?“ fuhr er fort.

„Ich wollte Euch holen, um die Augen unſers Vaters zuzudrücken.“

Drauf folgten mir Beide ins Krankenzimmer.

Bei ihrem Anblick richtete der Kranke ſich mit Anſtrengung auf, bedeutete uns, näher zu treten, und reichte uns beide Hände dar. Nur meine Mutter und ich erfaßten ſie.

Eine eigne Veränderung ging in ſeinem Herzen vor. Es war, als wenn die Eisrinde, von der es bisher umgeben geweſen, ſchmölze, und bei dem herannahenden Tode plötzlich alle ſanfteren Gefühle, die darin geſchlummert hatten, erwacht wären. Zum erſten Male fühlte ich mein Herz dem ſeinigen, das bisher mir verſchloſſen geblieben war, ſich mittheilen. Er blickte Einen nach dem Andern von uns an. Dann hob er in abgebrochenen Worten an:

„Gott hat es gemacht, daß ich Euch jetzt Alle um mich habe. Ich habe wenigſtens den Troſt, Euch Alle noch zum letzten Male zu ſehen ... Ihr ſeid jetzt Alle in einem Alter, wo Ihr mich entbehren könnt ... Fahrt muthig fort zu arbeiten und beſtrebt Euch, immer ehrliche Leute zu bleiben.“

Meine Schweſtern und ich vermochten nicht unſer Schluchzen zurückzuhalten; meine Mutter, die Hände gefaltet, weinte ſtill für ſich; François und Laurent waren ungerührt und trockenen Auges geblieben.

Mein Vater machte eine ziemlich lange Pauſe; dann fuhr er zu mir und meinen Brüdern gewendet fort, mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit, wie ich ihn

noch nie bei ihm gehört hatte: „Jeder von Euch wird in den Fall kommen können, den Andern zu bedürfen, verſprecht mir einig zu bleiben und bereit zu ſein, Euch einander zu helfen.

„Ich verſpreche es Ihnen, lieber Vater,“ antwortete ich.

Abermals hielt er inne; dann, nachdem er von Neuem ſeine Kraft geſammelt, fuhr er fort:

„Laurent wird es auf ſich nehmen, die Angelegenheiten der Fabrik zu ordnen und die Bilanz abzuſchließen.“

„Haben Sie Nichts in Bezug darauf noch anzuordnen, lieber Vater?“ fragte François mit einer ängſtlichen Vorſicht.

„Nichts; die Bücher ſind alle in Ordnung, Ihr findet Alles darin angemerkt.“

„Ausgenommen über die Verwendung der ſechstauſend Livres der Dupuis'ſchen Schuld,“ bemerkte François dagegen.

„Die ſechstauſend Livres,“ ſagte der Sterbende verwundert, „ſind ſie denn nicht in der Kaſſe?“

„Sie ſind nicht in der Kaſſe.“

Mein Vater richtete ſich empor.

„Was ſagſt Du? ich habe ſie ja Deinem Bruder gegeben ... was iſt damit geworden und wo ſind ſie? ...“

Und zu Laurent gewendet fuhr er fort:

„Was haſt Du damit gemacht? Antworte, was haſt Du damit gemacht?....“

Laurent, bleich und die Augen niederſchlagend, ſtammelte einige unverſtändliche Worte.

„Haſt Du ſie etwa verthan?“

„Nein.“

„Alſo haſt Du ſie.“

Laurent gerieth in Verwirrung und gab ein Zeichen der Bejahung.

„Ihr ſeid Zeugen, daß er es eingeſteht!“ rief François.

„Er hatte es alſo in Abrede geſtellt?“ fragte mein Vater.

François wollte antworten; auf ein Zeichen, das ich ihm gab, hielt er inne. Allein mein Vater hatte Alles errathen; er richtete ſich im Bette auf, beide Fäuſte geballt. Sein Athem keuchte, ſeine Augen ſprühten Flammen ... er ſtreckte ſeine Arme gegen Laurent aus, als hätte er ihn niederwerfen wollen.

„Der Dieb!“ ſchrie er ... „er hat ſeine Vorſichtsmaßregeln noch vor meinem Tode ergriffen. Das iſt alſo die Frucht meiner Bevorzugung! ... Und ſeinetwegen habe ich die Andern verkürzt! ... ſeinetwegen! ... Ha! aber noch kann ich es anders machen ...“

Dabei griff er unter ſein Kopfkiſſen und zog ein Papier daraus hervor, von dem er den Umſchlag wegnahm.

„Siehſt Du hier,“ ſagte er zu Laurent . . . „das war mein letzter Wille . . . die Fabrik, das Haus, Alles war Dir zugedacht . . . aber Du verdienſt es nicht, als der Aelteſte behandelt zu werden . . . ich laſſe Dich nunmehr zu gleichem Theile mit Deinen Brüdern erben . . .“

Bei dieſen Worten öffnete er das Teſtament und zerriß es mit einer Art von Wuth.

Wir Alle waren wie betäubt. Laurent barg ſein Geſicht in ſeine Hände; mein Vater, von dieſer letzten Anſtrengung erſchöpft, ſank auf ſein Lager zurück und ſprach nicht weiter.

Bald darauf ſtellte ſich der Todeskampf ein; er währte ungefähr eine Stunde. Ich hatte mit meinem Arme ſeinen Kopf unterſtützt und mein Geſicht über das ſeinige geneigt. Sogleich kehrte er ſich nach mir zu, blickte mich ſtarr an, ſtieß einen Seufzer aus, und ſchloß die Augen, um ſie nie wieder zu öffnen.

Dieſer Tod machte einen eignen Eindruck auf mich. Es war ein tiefer Kummer, gepaart mit einer gewiſſen ſchmerzlichen Befriedigung. Mir war der letzte Blick und die letzte Umarmung meines Vaters zu Theil geworden; ich durfte glauben, er ſei mit dem Bedauern geſtorben, mich nicht beſſer gekannt zu haben, und ſo war ich doch wenigſtens einige Augenblicke lang in Wahrheit ſein Sohn geweſen . . .

Nichts, in der That, hatte mir Liebe zu ihm ein-

flößen können; das Schmerzlichſte, was ich zu erfahren gehabt, war mir ſtets nur von ihm gekommen; aber aller Groll über das Vergangene verſchwand bei dieſer Umarmung während ſeiner letzten Augenblicke. Was kümmerten mich nun die früheren Tage? Wenn ich meines Vaters gedachte, dachte ich mir ihn nur ſo, wie er war, als er auf immer von mir Abſchied nahm.

Wer ſollte übrigens nicht den Reiz der Rührung kennen, welcher der Tod allen unſeren Erinnerungen verleiht? Man vergißt die Fehler eines Verſtorbenen, weil wir nicht mehr von ihnen zu leiden haben; man denkt nur an die Lücke, die er gelaſſen hat; und ſo groß auch ſeine Fehler geweſen ſein mögen, ſo wiſſen wir doch noch irgend eine ſchöne Stunde, irgend einen edeln, rührenden Zug aus ſeinem Leben herauszufinden.

Die nächſte Sorge meiner Brüder war die Theilung des Nachlaſſes. Sie hofften, ich würde leicht zu befriedigen und nicht ſehr wachſam auf meinen Vortheil ſein; allein, außer meinem eigenen Intereſſe, hatte ich auch das meiner Mutter wahrzunehmen; ich wachte alſo darüber, daß die Rechte eines Jeden gewiſſenhaft aufrecht erhalten würden.

Mein Mißtrauen, ſtatt ſie empfindlich zu machen, flößte ihnen vielmehr eine gewiſſe Achtung vor mir ein. Als ich ſie nicht ohne einigen Wortkampf gezwungen hatte, einen Rechnungsirrthum zu berichtigen, den ſie zu ihrem Vortheil auf eine ſehr geſchickte Art

zu verbergen gemeint hatten, gestand mir Laurent ein, daß er mich nicht für so vertraut mit Geschäftsangelegenheiten gehalten hätte, und schlug mir vor, mich mit ihm zu associiren ... Ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich es ablehnte.

Sogleich nach dem Tode meines Vaters hatte ich an M. Dumery geschrieben; ein Antwortschreiben eines der Commis benachrichtigte mich, daß jener gleichfalls eines plötzlichen Todes verstorben sei. Ich war schon vorher zweifelhaft gewesen, ob ich Guingamp wieder verlassen sollte, da sich mir günstige Aussichten daselbst zu eröffnen schienen; diese Nachricht war entscheidend für mich. Wir hatten jeder ungefähr zwanzigtausend Livres geerbt. Dies war bei meinem Alter und für eine so kleine Stadt hinreichend, mir ein Geschäft zu begründen, und es bei angestrengter Thätigkeit zu einer ehrenvollen Stellung zu bringen.

Meine Mutter zog zu mir. Ihre Zuneigung zu meinem Vater hatte nie diesen Grad der Stärke gehabt, daß ihr die Trennung unmöglich geworden wäre. Ja, wenn ich an das gedrückte Verhältniß dachte, in welchem sie dreißig Jahre lang ausgehalten, glaubte ich anfänglich sogar, ihr Wittwenstand werde ihr als eine Befreiung erscheinen; allein sehr bald sah ich, wie groß die Macht der Gewohnheit bei gewissen Naturen ist. Die Art von Knechtschaft, unter der meine Mutter seit so langer Zeit hingelebt hatte, hatte ihr das Joch

nicht nur nach und nach leichter gemacht, es war ihr sogar zum Bedürfniß geworden. So wie sie es vermißte, fühlte sie sich unsicher, ale wäre sie einer Stütze beraubt worden. Die lange Entsagung eines eigenen Willens hatte ihr gänzlich die Fähigkeit des Gebrauchs desselben benommen; Etwas zu wollen, war für sie eine Störung und eine Anstrengung. Nachdem sie nun ihr eigner Herr geworden war, erschien ihr die Freiheit als ein Zustand der Hülflosigkeit, so wie Kranke, welche sich beim Gehen eine lange Zeit haben führen lassen, beim ersten Schritte, den sie wieder allein thun wollen, zu fallen fürchten und die Arme nach Hülfe ausstrecken.

Sodann hatte sich auch Alles in ihren Umgebungen geändert. Das Haus, in welches sie jung gekommen und in welchem sie alt geworden war, hatte sie verlassen müssen; ebenso die Meubles, die sie dreißig Jahre lang besessen, und die, wie Luft und Sonne, gleichsam ihr Lebenselement gewesen, und den Garten, in welchem sie jeden Baum, jede Blume kannte. Hatte ich mir auch alle Mühe gegeben, eine hübsche, freundliche Wohnung auszusuchen; sie hatte doch nicht dasselbe Ansehen, dasselbe Licht; sie mußte sich erst an die neuen Räume gewöhnen. Bei jedem Handgriff, jedem Schalle, überall, wo ihr Blick hinfiel, kam es ihr fremd vor; weder ihr Körper noch ihr Geist paßte in diese neue Hülle; es war nicht mehr das alte Schneckengehäuse, in dem sie bisher zurückgezogen gelebt hatte.

In jeder Beziehung mußte alſo für ſie eine Aenderung ihrer bisherigen Lebensweiſe nöthig werden. Ein lebhafterer Charakter würde wenigſtens den Verſuch gemacht haben, ſich darein zu finden; allein meine Mutter war, wie ſchon geſagt, durch die lange Gewöhnung an ihre Unfreiheit gelähmt worden. Sie kam nicht dazu, ihre jetzige Lage, in welche ſie ſo plötzlich ſich verſetzt ſah, mit ihrer früheren zu vergleichen; ſchon daß dieſe überhaupt mit einer Veränderung verknüpft war, ließ ſie ihr als ein Exil erſcheinen. Wie die Schweizer vom Heimweh nach ihren elenden Sennerhütten und ihren eiſigen Gletſchern befallen werden; ſehnte ſie ſich nach ihrem ehemaligen einförmigen Sclavenleben zurück.

Ich verſuchte dieſe Eindrücke bei ihr zu bekämpfen, aber wie ein Gemüth überzeugen, daß keinen andern Wunſch mehr hat, als Ruhe und Schlaf? Schon mich anzuhören, war meiner Mutter etwas Beſchwerliches, denn Alles, wonach ſie ſich ſehnte, was ſie jetzt ſo ſchmerzlich vermißte, war jener ſchlafähnliche Zuſtand, der ſelbſt das Träumen ausſchloß, und der für ſie das Leben war.

Ein unbeſtimmtes Mißbehagen fing an, ihr Leben zu untergraben, und von Stunde zu Stunde ſah ich ihre Kräfte ſchwinden; vergeblich nahm ich zur zärtlichſten Pflege, ſodann zur ärztlichen Kunſt meine Zuflucht; alle Bemühungen um ſie waren fruchtlos. Die

Gewohnheit war bei meiner Mutter zum nothwendigen Lebenselement geworden; um ſie herzuſtellen, hätte man die Vergangenheit ungeſchehen machen müſſen. Alles, was ihr fehlte, war, daß Nichts mehr ſo war, wie es ſchon ſeit langer Zeit geweſen war.

So ſiechte ſie dahin, bis ſie nach zwei Jahren ſtarb, ohne daß ich die Freude gehabt hätte, die letzten Tage ihres Lebens verſüßen zu können.

XXX.

Joseph verläßt das Kloster — Ein constitutioneller Priester.

Seit meiner Rückkehr nach Guingamp beschäftigte ich mich fast ausschließlich mit dem Handelsgeschäft, das ich etablirt hatte. Ich hatte mich zwei jungen Leuten in meinem Alter associirt, die mich mit ihrer Einsicht unterstützten. Allein von Tage zu Tage fingen die Geschäfte an schwieriger zu werden.

Es war gegen Ende des Jahres **1791**; der Feind bedrohte unsere Grenzen, der größte Theil des Adels war emigrirt, und die Geistlichkeit hatte sich in Masse gegen die neue bürgerliche Verfassung erhoben. Ihr Widerstand beschleunigte nur die constitutionellen Maßregeln, die man gegen sie zu ergreifen dachte. Es wurde die Aufhebung der Klöster und ehemaligen Bisthümer, die Säcularisation der Ordensgeistlichkeit, der Verkauf der Kirchengüter und die Gehaltsfixation ihrer Mitglieder proclamirt.

Man kann sich denken, welche Unruhen alle diese

Veränderungen in der Bretagne veranlaſſen mußten, wo noch ein tiefes religiöſes Gefühl herrſchte, und die Geiſtlichen in ihrem vollen Anſehen ſtanden. Der geiſtlichen und weltlichen Intereſſen waren zu viele verletzt worden, als daß dies nicht hätte Unzufriedenheit und Aufruhr zur Folge haben ſollen.

Und nicht blos auf dem Lande erhoben ſich die Stimmen dagegen, auch die Städte, welche ihre Bisthümer, ihre Domcapitel und Klöſter einbüßten, lehnten ſich auf. In Saint-Pol z. B. erklärte die Municipalität, welche aus lauter Patrioten beſtand, einſtimmig, daß, wenn man ihrer Stadt, welche höchſtens fünftauſend Einwohner zählte, ihren Biſchof nähme, ſie dann wenigſtens unumgänglich nothwendig bedürfe: eines Hauptpfarrers, zehn Vicare, eines Sacriſtan-Prieſters, vier Cantoren, eines Serpentbläſers, drei Muſiker, eines Geſanglehrers, vier Chorknaben, eines Organiſten, eines Balgentreters, vier Träger, eines Glöckners, eines Uhrmachers und einer Wäſcherin.

In Morlaix weigerten ſich die Communalbeamten, welche den Auftrag erhielten, das Archiv des Biſchofs zu verſiegeln, dies zu thun, mit der Entſchuldigung: ihre religiöſen Anſichten geſtatteten ihnen nicht, einen ſolchen Auftrag zu erfüllen.

Von den Prieſtern hatten Einige ſich in Benodet, in Binic, in Légué nach Spanien oder den engliſchen Inſeln eingeſchifft; Andere gaben ihre Pfarrſtellen auf,

indem ſie den Eid verweigerten; faſt Alle aber riefen die Gläubigen nah und fern zum Widerſtand auf.

Die Klöſter weigerten ſich, den Beſtand ihrer Güter anzugeben, ihre Pforten zu öffnen, das Geſetz für gültig anzuerkennen, welches ihnen vorſchrieb, ſich in reguläre Ordensgemeinden umzugeſtalten; mit Gewalt mußte man in dieſelben eindringen, die Nonnen oder Mönche heraustreibend das Kloſter verſiegeln.

Zwanzigmal waren die Calvariennonnen zu Carhaix aufgefordert worden, dem Geſetze Folge zu leiſten, aber immer vergeblich; endlich erſchienen die Municipalbeamten in Begleitung von Militär. Der Hof war angefüllt von armen Frauen und Kindern, an welche eben das tägliche Almoſen ausgetheilt wurde. Der Syndicus fragte nach der Superiorin; dieſe erſchien alsbald hinter dem Gitter, umgeben von ihren Schweſtern.

„Das Geſetz gebietet Ihnen, auf der Stelle das Kloſter zu verlaſſen,“ redete er ſie an.

„Mein Gelübde gebietet mir, zu bleiben,“ erwiederte die Superiorin.

„Im Namen der Nation, öffnen Sie dieſe Thüre.“

„Im Namen meines Gottes, ich darf ſie nicht öffnen.“

„So erbreche man ſie!“

Das Militär trat heran, um dieſen Befehl in

Ausführung zu bringen; da fielen die Nonnen auf ihre Knie und stimmten eine Miserere an.

Es dauerte nicht lange, so war das Gitter erbrochen, und die Municipalbeamten traten in das Sprachzimmer ein. Sie baten jede Nonne anzugeben, was ihnen im Kloster gehöre.

„Alles hier gehört Gott und den Armen," antwortete die Superiorin.

„Aber ihre Meubles?"

„Wir haben unser Kreuz und unsern Rosenkranz."

„Ihre Betten?"

„Wir können auf der Erde schlafen."

„Ihre Gebetbücher zum wenigsten?"

„Wir wissen sie auswendig."

„So nehmt Alles mit," sagte der Municipalbeamte zu den Soldaten.

Diese liefen nun in die Zellen, und Alles, was sie darin vorfanden, wurde bunt durch einander auf Wagen geladen; darauf befahl man auch den Nonnen, den Wagen zu besteigen.

Da wandten sie sich noch einmal um nach den Linden des Klostergartens, nach dem alten, mit Gras bewachsenen Hofe, nach dem mit Epheu umrankten Brunnen, verweilten noch einmal mit ihren Blicken auf dieser Stätte, in welcher die meisten alt geworden waren, falteten, ohne ein Wort zu sagen, ohne eine

Thräne zu vergießen, ihre Hände, bestiegen die Wagen und fuhren davon.

Ich war sehr begierig zu wissen, was bei diesem Umsturz aus Joseph geworden sein möchte. Ich hatte anfänglich gehofft, selbst nach Morlaix gehen zu können, um mich nach ihm zu erkundigen; allein Geschäfte hielten mich davon ab, und so entschloß ich mich endlich, an ihn zu schreiben.

Schon fing mich das Außenbleiben seiner Antwort zu befremden an, als er eines Morgens selbst zu mir hereintrat; ich schrie auf vor Freude und umarmte ihn.

„Das hätten Sie nicht erwartet, nicht wahr, Monsieur Baptiste?“ sagte er gerührt lächelnd.

„Wo kommen Sie her, was machen Sie denn hier?“ fragte ich.

„Unser Kloster ist geschlossen worden.“

„Ach! das fürchtete ich eben auch!“

„Alles ist ohne Streit und Anwendung von Gewalt vor sich gegangen. Die Herren Municipalbeamten von Morlaix haben jedem von uns zurückgegeben, was ihm gehörte; gestern Abend bin ich mit meinen wenigen Habseligkeiten hier angekommen.“

„Und Sie wollen sich in Guingamp niederlassen?“

„Nein, ich habe meine Sachen in Plouaret gelassen, bei einer alten Tante, die mir ein Zimmer ab-

laſſen will; dort kann ich ruhiger und verborgner leben, faſt ſo gut, als in unſerm lieben Kloſter.“

Ein wehmüthiger Ausdruck lag in ſeiner Stimme, als er dies ſagte, und theilnahmsvoll ergriff ich ſeine beiden Hände.

„Sie werden doch wenigſtens einige Tage ſich hier aufhalten,“ ſagte ich.

„Entſchuldigen Sie, Monſieur Baptiſte, ich wollte Ihnen nur zu wiſſen thun, wo ich ſei; da ich nun geſehen habe, daß Sie geſund und glücklich ſind, bin ich zufriedengeſtellt, und kehre ſogleich wieder nach Plouaret zurück. Sehen Sie, hier iſt es mir zu geräuſchvoll, zu unruhig; ich bin an die Ruhe des Kloſters gewöhnt; der Lärm auf den Straßen hier betäubt mich, als befände ich mich auf dem Meere. Dort wohne ich in einem Thale, wo man Nichts hört, als das Raſcheln der Blätter und das Geklapper einer Mühle; dort kann ich am Saume eines Waldes hingehen und mein Brevier leſen, vor einem Kreuz am Wege den Roſenkranz beten und zu jeder Stunde in die Kirche gehen, ohne daß es Jemand bemerkt. Was bedarf ein armer Mönch mehr, der wartet, bis Gott ſeine Seele von ihm fordern wird? Nur darum bitte ich Sie, Monſieur Baptiſte, wenn Sie irgend einmal einige freie Abendſtunden haben und ſich nicht auf eine andere Art beſſer zu vergnügen wiſſen, nicht zu vergeſſen, daß

Sie in Plouaret ein Bett, frisches Stroh und Milch für Sie in Bereitschaft finden.“

„Ich komme gewiß, Joseph,“ erwiederte ich gerührt.

„Welche Ehre, welche Freude würde das für mich sein, Monsieur Baptiste,“ sprach er mit dem Ausdrucke des herzlichsten Dankgefühles .... Etwas Merkwürdiges zu sehen giebt es in unserm armen Dorfe freilich nicht, aber wir können uns ein hübsches Plätzchen im Walde aussuchen, um dort einige Kapitel aus dem herrlichen Buche von der Nachahmung Christi zu lesen; und unter Ihren Fenstern nistet eine Nachtigall.“

„Nächsten Sonnabend bin ich bei Ihnen.“

„Dank, Monsieur Baptiste. Dieses schöne Versprechen will ich mit auf den Weg nehmen. Möge Gott Ihnen stets gnädig sein! Ich werde Sie in mein Gebet mit einschließen.“

Noch einmal umarmten wir uns, und Joseph ging.

Sein Anblick hatte mich lebhaft an meine Kindheit zurückerinnert. Mit Ungeduld wartete ich auf den Schluß der Woche; als endlich der Sonnabend gekommen war, machte ich eiligst die dringendsten Geschäfte ab und begab mich auf den Weg nach Plouaret.

Joseph war mir entgegen gegangen; als er mich von weitem erblickte, kam er mit freudiger Geberde auf mich zugelaufen.

„Auf Ihr Versprechen kann man sich verlassen,

wie auf das eines Heiligen, Monsieur Baptiste,“ rief er.

„Ich sehnte mich zu sehr darnach, Sie wieder zu sehen, als daß ich meinem Versprechen hätte untreu werden sollen,“ antwortete ich, ihm die Hand reichend.

Er ergriff sie mit Wärme.

„Sie sind zu Fuße gekommen,“ fuhr er fort. „Ihnen wird warm geworden sein; kommen Sie, einige Schritte von hier ist ein schattiges Gebüsch mit einer schönen Quelle ... dort können Sie ausruhen und sich abkühlen.“

Ich folgte ihm, und lächelnd setzte er hinzu: „Verzeihen Sie, wenn ich Sie bewirthe, wie die Patriarchen der Wüste ihre Besucher bewirtheten; aber, wie sie, habe ich keinen andern Reichthum, als den auch die Vögel unter dem Himmel haben: die Blumen auf den Feldern, die Früchte auf den Bäumen, und das Wasser aus dem Felsenquell.

Wirklich kamen wir bald an eine von wilden Pflaumenbäumen beschattete Quelle, neben welcher wir uns niederließen.

Hier sah ich mich um; der Tag neigte sich zu Ende; vom Abendwinde bewegt, wallten in der Ferne die Weidengebüsche auf und nieder, einem reichen Kornfelde gleich; ein Honigduft wehte von den mit Herbstblumen überdeckten Wiesen herüber, und plätschernd rieselte die Quelle zwischen die Schwertlilien hindurch.

Der Anblick dieſer Landſchaft erinnerte mich an das Thal der Perche und an die angenehmen Stunden, die ich ſo oft an ſeinen rauſchenden Ufern zugebracht hatte. Ich ſagte das Joſeph.

„Ich dachte ſo eben auch daran,“ antwortete er mir. „Die Höhen dort, welche den Horizont begrenzen, ſind faſt ebenſo, und hier ſind eben ſolche Erlen- und Haſelnußſträucher; nur der Plutarch fehlt, um uns ganz in jene Zeit zurückzuverſetzen.“

„Und zehn Jahre unſeres Lebens weniger,“ bemerkte ich.

Er ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Ja, Sie haben Recht ... ſchon zehn Jahre ſind ſeitdem verfloſſen! Die Jahre ſind mir dahin gefloſſen, wie ein Schiff auf dem Meere, ohne eine Spur zurückzulaſſen. Weil mein Herz noch immer jung iſt, glaube ich immer, daß ich auch jung geblieben bin. Und doch, wenn ich darüber nachdenke, Monſieur Baptiſte, welche traurigen Erfahrungen habe ich in dieſer Zeit zu machen gehabt! was für Unglück habe ich nicht ſchon erlebt, und wie vieles mag noch bevorſtehen!“

„Was fürchten Sie denn noch, Joſeph?“

„Alles fürchte ich, Monſieur Baptiſte, Alles, denn Demuth und Gottesfurcht ſind von der Welt gewichen. Die Menſchen wollen das Gericht Gottes nachahmen, ſie laſſen eine Sündfluth hereinbrechen, um Alles umzukehren auf dieſer Erde; aber wenn die Fluthen einmal

gekommen ſind, wer wird im Stande ſein, ſie wieder zurückzudrängen?“

„Sie werden von ſelbſt wieder zurückfließen, und eine neue Welt wird aus dem Schlamme, den ſie zurückgelaſſen hat, emporwachſen.“

„Ach! dieſer Schlamm wird aus Leichen beſtehen, und wird vielleicht ebenſo viel Krankheiten als Erntefrüchte erzeugen.“

„Ich habe mehr Vertrauen auf die Zukunft, als Sie, Joſeph.“

„Weil Sie jünger ſind, Monſieur Baptiſte. Mit der Zukunft, ſehen Sie, iſt es wie mit jenen Palläſten, welche die Wolken am Himmel bilden; aus der Ferne geſehen, ſind ſie ſchön anzuſehen; iſt man aber in ihrer Nähe, ſo verwandeln ſie ſich in Gewitter und Regen.“

„So erwarten Sie ſich alſo nichts Gutes von der jetzigen Revolution?“

Er bedachte ſich einen Augenblick.

„Darauf läßt ſich ſchwer antworten?“ ſagte er dann. „Werden alle dieſe Veränderungen zu einem guten Ziele führen, oder iſt es nur ein Aufruhr eitler Hoffart, wie der der böſen Engel? Wie kann ich das wiſſen, wie ſollte ich die Pläne der Vorſehung errathen können? Aber, was auch kommen mag, mein Herz blutet bei dem Anblick ſo vieler Trümmer.“

„Was man niedergeriſſen hat, verdiente auch niedergeriſſen zu werden,“ entgegnete ich; „es war ein auf

Gewaltthätigkeit und Unrecht gegründetes Gebäude. Ihr Glaube hat ſie den bisherigen geſellſchaftlichen Zuſtand als eine nothwendige Folge der Erbſünde ohne Murren ertragen laſſen; allein nicht Alle haben dieſe fromme Ergebung. Die grenzenloſe Geduld, welche die Menſchen zu Heiligen macht, ruft aber zu gleicher Zeit auch die Tyrannen hervor. Unrecht zu verhüten, iſt gleichfalls ein heiliger Beruf. Uebrigens macht dieſen Umſturz der Dinge, worüber Sie ſich ſo entſetzen, nur der Eigennutz derer, welche ſich dadurch verletzt glauben, zu einem ſo ſtürmiſchen und gewaltſamen. Wenn der Adel und die Geiſtlichkeit großmüthig ihre verhaßten Privilegien dem allgemeinen Beſten geopfert hätten, ſo würde, was jetzt als beklagenswerther Umſturz erſcheint, ein Feſt der Freude und der Eintracht ſein. Nicht das Volk betrachtet Euch als ſeine Feinde, wenn es Freiheit und Gleichheit verlangt, denn es fordert nur ſeine urſprünglichen Rechte zurück; Ihr ſeid es vielmehr, die Ihr ihm den Krieg erklärt, indem Ihr ihm jene verweigert.“

„Sie können Recht haben, Monſieur Baptiſte, die wahren Urſachen dieſer Kämpfe waren mir unbekannt.“

„Und Sie haben Unrecht, Joſeph.“

„Und wenn ich ſie auch beſſer kennen lernen ſollte, um ſie richtiger beurtheilen zu können, was kann ein ſchlichter und friedliebender Menſch, wie ich, dabei thun?“

„Das Beiſpiel der Unterwerfung unter die neuen Geſetze geben.“

Er ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Sie vergeſſen, daß wir unter einem lebendigen Geſetze ſtehen, welches über allen andern Geſetzen iſt,“ ſagte er; „unter einem Herrn, deſſen Wille unſer Wille, deſſen Gewiſſen unſer Gewiſſen iſt. Der echtkatholiſche Chriſt hat die Wahrheit nicht in ſich, ſie kommt ihm von oben herab, wie das Licht. Wenn der Meiſter geſprochen hat, ſo iſt für den Diener jede weitere Forſchung Sünde; wir ſind nicht mehr die Pilger der Welt, Monſieur Baptiſte, wir ſind die Kinder, welche die Kirche in ihre Arme genommen.“

Unterdeſſen war es Nacht geworden und wir ſtanden auf, um in das Dorf zu gehen.

Joſeph führte mich in ſein Zimmer. Hier ſah ich das beſcheidene Mönchsmobiliar, welches ihm die Adminiſtratoren von Morlaix aus ſeiner Zelle hatten mitnehmen laſſen. Es beſtand in einem Bett, einem Tiſch, zwei Stühlen, einer Arbeitslampe, einem leeren Käfig und einigen Büchern, welche um ein Crucifix herumgeſtellt waren; hierzu kamen noch zwei Gefäße mit Waldblumen, die er für mich beſtimmt hatte.

Mit einer Art Entzücken ließ ich mich in der Mitte dieſes beſcheidenen häuslichen Aufenthaltes nieder. Eben in ſeiner Dürftigkeit lag etwas eigenthümlich Rührendes; der Geiſt der Intelligenz, gepaart mit dem der

chriſtlichen Liebe, ſprach hier zu Einem; den ſchönſten Platz nahmen das Crucifix und die Bücher ein.

Joſephs Tante, welche von meiner Ankunft vorher benachrichtigt worden war, hatte uns ein bretagniſches Mahl zubereitet; es beſtand aus Buchweizen und Milch, was wir uns trefflich ſchmecken ließen, indem wir uns dabei von den vergangenen Zeiten unterhielten.

Am andern Morgen weckte mich das Glockengeläute der Kirche; eiligſt zog ich mich an und ging vor die Thür; hier harrte Joſeph ſchon meiner.

„Ich glaubte, Sie wären in der Meſſe,“ ſagte ich zu ihm.

„Ich darf nicht hin,“ antwortete er mir ſeufzend; „ein vereideter Prieſter verrichtet in dieſer Parochie das Amt, und uns iſt es unterſagt, dem Gottesdienſte beizuwohnen. Ach! Sie glauben nicht, M. Baptiſte, wie ſehr dieſe Zwiſtigkeiten mein aufrichtig chriſtliches Gemüth ſchmerzen! Das Gotteshaus iſt uns verſchloſſen; nur verſtohlen, als ob wir ein Verbrechen begehen wollten, können wir zu Beichte und Abendmahl gehen. Jeden Morgen, ſobald die Glocke lautet, iſt mein erſter Gedanke, in die Kirche zu gehen; dann fällt mir das Verbot der Obern ein, und traurig gehe ich wieder auf mein Zimmer zurück und bete; aber ganz dieſelbe inbrünſtige Andacht kann ich hier doch nicht finden. Nicht umſonſt hat Chriſtus geſagt: „Ueberall wo ihr verſam-

melt ſeid in meinem Namen, werde ich unter euch ſein.“ Um Gott recht anzubeten, müſſen wir ihn in Gemeinſchaft mit Andern anbeten.“

Als er ausgeredet hatte, wurde eben die Kirchenthüre geöffnet; der Geiſtliche kam heraus, um in ſeine Wohnung zurückzukehren. Er war allein, denn Niemand hatte ihm beim Abhalten der Meſſe Beiſtand geleiſtet.

Als er an uns vorüberging, verbeugte ſich Joſeph.

„Guten Morgen, Joſeph,“ ſagte der conſtitutionelle Pfarrer mit einem Ausdruck theilnehmender Milde.

„Sie kennen ihn alſo?“ fragte ich verwundert.

„Ja,“ antwortete Joſeph; „er iſt ein alter Schulkamerad von mir, der mir der liebſte von Allen war. Unſere Manſarden waren unmittelbar nebeneinander; wir arbeiteten und wir erholten uns in Gemeinſchaft mit einander; wir hatten Beide nur ein Wörterbuch zu unſerm Gebrauch, nur einen Käfig für unſere Vögel. Louis half mir, wenn ich Etwas nicht verſtehen konnte, denn er war ein offener, lebhafter Kopf. - Mein Gott! wer hätte mir damals ſagen ſollen, daß ich dereinſt das Herzeleid würde erleben müſſen, ihn Schaden an ſeiner Seele leiden zu ſehen! Ach! M. Baptiſte, nun dieſer gefehlt hat, begreife ich es, daß auch die Engel im Himmel ſündigen konnten.“

„Sie ſprechen alſo nicht mehr mit ihm?“ fragte ich.

„Das iſt nicht erlaubt,“ antwortete er mit Thränen in den Augen, „aber trotzdem liebe ich ihn noch und bete für ihn.“

IV.

Eine Nacht in einem bretagniſchen Meierhof. — Eine alte Bekanntſchaft.

Leider hatten die meiſten eidſcheuen Prieſter nicht dieſelbe Geſinnung chriſtlicher Liebe, wie Joſeph, gegen die, welche ſich dem Eid unterworfen hatten. Nicht genug, daß ſie dieſelben laut der Abtrünnigkeit beſchuldigten, ſie riefen auch die Gläubigen auf, ſie aus ihren Pfarren zu vertreiben und ſie als Frevler und Gottloſe zu behandeln.

Der größte Theil der Gemeinden hatte die conſtitutionellen Prieſter nicht angenommen; da, wo man ſie duldete, war die Kirche menſchenleer, das Pfarrhaus wurde gemieden. Selbſt die Kinder liefen bei dem Anblick des neuen Pfarrers davon und riefen: „Das iſt der Eidſchwörer.“

Kein Menſch wollte mit ihm reden, Etwas an ihn verkaufen, ihn bedienen; es ging ihnen wie jenen Ver-

urtheilten in der alten Welt, welchen Feuer und Waſſer verſagt wurde.

Den Unvereideten dagegen verlieh die Verfolgung, welcher ſie ausgeſetzt waren, eine gewiſſe Heiligkeit und und einen höhern Grad von Einfluß. Sie waren nicht mehr blos Prieſter, ſie waren Märtyrer. Bei ihnen die Meſſe zu hören, ihnen zu beichten, aus ihren Händen das Abendmahl zu empfangen, wurde ſchon allein für hinreichend gehalten, um ſich das Heil zu erwerben. Einige derſelben, wie M. de Cormaux, verrichteten ſogar Wunder; ſie bei ſich aufzunehmen, wurde daher für eine große Ehre, für einen Segen gehalten.

In jeder Parochie gab es wenigſtens einen dieſer Proſcribirten, welche von dem Orte ihrer Zuflucht aus eine unwiderſtehliche Herrſchaft über die Gemüther der Gläubigen ausübten; ihnen allein geſtand man noch das Recht zu, zu binden und zu löſen auf dieſer Erde. Viele Meilen weit her brachte man zu ihnen Kinder zum Taufen, und Sterbende, um ihnen die letzte Oelung zu ertheilen. Jede Ehe, welche nicht von ihnen eingeſegnet worden war, galt für unerlaubt. Aus den Kirchen vertrieben, errichteten ſie einen Altar auf der Haide, im Walde oder mitten auf dem Meere. Dann gingen Chorknaben von Dorf zu Dorf mit einem Stechpalmenſtock in der Hand und ſchlugen damit an die kleinen hölzernen Fenſterläden, indem ſie dabei

leiſe ſagten: „Morgen . . . um Mitternacht . . . an dem und dem Kreuzwege, auf der und der Anhöhe, oder an der und der Felſenklippe.“

Und Tags darauf fanden ſich Weiber, Kinder, Greiſe, Alle entblöſten Hauptes, mit dem Roſenkranz in der Hand, an dem bezeichneten Orte ein.

Einige von den neuen Verwaltungsbehörden, durch ſolchen Widerſtand gereizt, verſuchten dies zu verhindern, andere drückten die Augen zu; aber weder Nachſicht noch Strenge halfen Etwas; man ſchritt alſo zur Gewalt. Es wurde befohlen: binnen vierundzwanzig Stunden ſollten alle Kirchen und Kapellen, welche nicht zu einer Parochie gehörten, geſchloſſen werden; jeder nicht vereidete Prieſter ſei als verhaftet anzuſehen; jeder Bürger, der, anſtatt ſeine Kinder bei einem conſtitutionellen Prieſter taufen zu laſſen, ſich an einen eidſcheuen wende, werde bei dem öffentlichen Ankläger angezeigt werden. *)

So ſtanden die Sachen, als ein ſonderbarer Zufall mich mit einem Manne zuſammenbrachte, den ich ſeit meiner Kindheit nicht wieder geſehen hatte.

Ich war von einem gewiſſen M. Kerneau in Paris, welcher ſeit einigen Jahren beträchtliche Grund-

*) Beſchluß des Departements Finiſterre, vom 2. Juli 1791.

ſtücke in unſerem Departement erworben hatte, zum Bevollmächtigten beſtellt worden.

Unter dieſen Grundſtücken war auch Locmora, ein ehemaliges Herrenhaus, das ſchon ſeit langer Zeit in eine Meierei verwandelt worden war und in Pleneuf lag. Ein einziges Mal nur bin ich daſelbſt geweſen, als die Erneuerung des Pachtes meine Anweſenheit daſelbſt nöthig machte. Ich ließ mir einen Paß für mich und meinen Markthelfer Michel geben, da wegen der großen Anzahl verdächtiger Perſonen die Straßenpolizei mit großer Strenge gehandhabt wurde; in Saint-Brieuc ließ ich Michel zurück und begab mich allein nach Pleneuf.

Es war gegen Ende Decembers, der Himmel war nebelig, ein kalter Wind wehte, die Straßen waren durch vorhergegangenen Regen ſehr aufgeweicht, und mit großer Anſtrengung fuhr ich mit meinem Wagen über die Vertiefungen, die ich faſt alle Schritte zu paſſiren hatte. Um meinen Aerger voll zu machen, verlor unterwegs mein Pferd ein Eiſen; ich mußte alſo im nächſten Dorfe einen Schmidt aufſuchen.

Während dieſer mein Pferd beſchlug, fragte ich ihn, ob ich noch weit von Locmora entfernt ſei.

„Sie wollen nach Locmora?“ fragte er, ſich aufrichtend.

Ich bejahte dies; er ſchien verlegen nnd entgegnete: „Dort finden Sie keinen Gaſthof.“

„Ich weiß es; ich will in die Meierei.“

„Ich zweifle, ob Morel Sie einlaſſen wird.“

„Er wird wohl müſſen.“

Der Schmidt betrachtete mich genauer und ſagte: „Sie ſind wohl der Herr?“

„So gut wie das; ich bin ſein Bevollmächtigter.“

„Ach ſo! ... Sie kommen alſo von Saint-Brieuc?“

„Ja; aber beeilen Sie ſich ... ich habe nicht viel Zeit.“

Der Schmidt ſchien meine Ungeduld nicht zu theilen, denn er ſchien es darauf anzulegen, mich noch länger warten zu laſſen; er unterſuchte der Reihe nach alle vier Beine meines Pferdes, und fand an jedem Etwas zu thun. Endlich verlor ich die Geduld, nahm ſeinem Burſchen die Zügel aus der Hand und erklärte, daß ich nun weiter wolle.

„Sie würden beſſer thun, dieſe Nacht hier zu bleiben,“ ſagte er zu mir, „die Straßen ſind nicht ſicher.“

Ich ſtieg in meinen Bankwagen, ohne auf ihn zu hören.

„Der nächſte Weg geht über die Haide?“ fragte ich.

„Ja,“ antwortete er, „wenn Sie den Weg aber nicht kennen, verirren Sie ſich.“

„Dann will ich durch den Hohlweg fahren, er fährt gerade auf die Meierei zu.“

„Geraden Weges,“ ſagte der Schmidt mit einer etwas bedauerlichen Miene.

So fuhr ich denn, ohne ferner auf ihn zu hören, weiter.

Die Reden dieſes Mannes hatten mich aber doch einigermaßen bedenklich gemacht. Die Nacht war ziemlich ſchnell eingebrochen, und die Räuber waren nichts Seltenes in dieſer Gegend; ich ließ alſo mein Pferd einen raſcheren Schritt einlegen.

Als ich eine Strecke ſo fortgefahren war, ſah ich mit einem Male in der Dunkelheit einen Trupp Leute vor mir. Bei dem Geräuſche, welches mein Pferd verurſachte, wandten ſie ſich um und wichen wie erſchrocken auf die Seite; kaum aber war ich hundert Schritte weiter, begegnete ich einem zweiten ſolchen Trupp, dann einem dritten. Als ich über den Kreuzweg kam, bemerkte ich noch mehrere andere, die von verſchiedenen Seiten herkamen; alle ſchienen ſie mit mir gleichen Weg und gleiches Ziel zu haben.

Meine anfängliche Verwunderung ging bald in ängſtliche Beſorgniß über: wo gingen dieſe Leute hin, wozu hatten ſie ſich vereinigt? der Weg, den ſie einſchlugen, führte ſie gleichfalls nach Locmora. Da fiel

mir ein, daß mir der Pachter Morel bei den Erkundigungen, die ich über ſeine Zahlungsfähigkeit eingezogen hatte, als ein reicher Bauer bezeichnet worden war, der großen Einfluß habe und ein Feind der Revolution ſei. Ich begriff nun, weshalb der Schmidt in mich drang, im Dorfe zu bleiben, und fing an zu bereuen, ihm nicht nachgegeben zu haben. Ich beſann mich einen Augenblick, ob ich meinen Weg fortſetzen ſolle; aber ſchon konnte ich durch das Dunkel hindurch die drei Giebelſpitzen des Herrenhauſes erkennen, und ich ſchämte mich, ſo nahe am Ziele wieder umzukehren.

Ich fuhr alſo bis vor Morels Thüre und klopfte an. Er kam ſelbſt und öffnete mir; er erkannte mich ſogleich und trat erſtaunt einen Schritt zurück.

„Sie, ſo ſpät, mein Herr!“ rief er.

„Der ſchlechte Weg hat mich ſo aufgehalten,“ antwortete ich; „ich komme, um den Pacht zu erneuern.“

Er ſtammelte einige Worte des Dankes.

„Mein Pferd iſt lahm, und ich bin erſtarrt vor Kälte; haſt Du ein Unterkommen für uns Beide für dieſe Nacht?“

„Das Herrnhaus ſteht dem Herrn zur Verfügung,“ antwortete der Bauer verlegen.

Ich ſah, daß meine Ankunft ihn ſtörte; allein da ich mich einmal entſchloſſen hatte, dieſe Nacht hier

einzukehren, durfte ich auch keine Furcht verrathen. Ich ging also mit Morel hinein, nachdem ich meinen Bankwagen einem Burschen übergeben hatte.

Die Pachterin, von meiner Ankunft benachrichtigt, kam mir entgegen und begrüßte mich höflichst.

„Es thut mir sehr leid," sagte sie, „daß der Herr uns nicht vorher von seiner Ankunft benachrichtigt hat, damit wir uns auf Ihren Empfang gehörig hätten vorbereiten können."

„Ich verlange nichts als ein Licht und eine Streu zum Nachtlager."

„In diesem Zimmer hier schläft sich's nicht gut," bemerkte die Bäuerin; „hier ist viel Lärm und Störung."

„Geben Sie mir ein anderes," antwortete ich gleichgültig.

Der Pachter und die Pachterin blickten sich einander an.

„In der Mehlkammer wäre Platz," sagte Letztere zögernd.

Ich ließ sie mir zeigen; es war eine abgelegene Kammer, die keinen andern Ausgang hatte, als auf die Parterrestube, in welcher der Pachter sich aufhielt; indessen nahm ich sie an.

„Gut, so will ich in der Mehlkammer schlafen, vorausgesetzt, daß kein Hanf oder kein reifes Obst darin ist, denn diesen Geruch kann ich nicht vertragen."

Die Pachterin gerieth in einige Verlegenheit.

„Vielleicht würde der Herr lieber in der Haferkammer ſchlafen?“ hob ſie wieder an.

„Sehr gern, wenn man Feuer darin anmachen kann.“

„Es iſt kein Kamin darin.“

„Nun, ſo bringen Sie mich irgendwo anders unter, nur wo es nicht kalt iſt.“

Morel und ſeine Frau blickten ſich abermals einander an. Ich that wieder, als bemerke ich ihre Verlegenheit nicht.

„Weiter haben wir keinen Platz,“ ſtammelte die Frau.

„Bah!“ ſagte ich und drehte mich um.

Dann fuhr ich, als ob ich mich ſchnell auf Etwas beſonnen hätte, fort: „Jetzt fällt mir's ein, die Giebelkammer?“

Beide erſchraken.

„Dort muß ja ſogar auch ein Bett ſtehen, mein Vorgänger hat oft da geſchlafen.“

„Das iſt wahr,“ antworteten Beide gleichzeitig.

„Dort will ich hin; führen Sie mich hinauf.“

Ich machte eine Geberde, um aufzuſtehen.

„Warten Sie einen Augenblick, mein Herr,“ rief der Pachter.

„Iſt die Kammer etwa ſchon beſetzt?“ fragte ich, Beide anblickend.

„Verzeihen Sie, es ſteht Alles durcheinander darin ... verziehen Sie nur einen einzigen Augenblick ... ich will erſt Alles in Ordnung bringen.“

„Gut," ſagte ich und ſetzte mich wieder nieder, „aber machen Sie nur ſchnell, denn ich falle vor Schläfrigkeit um."

Die Pächterin ging hinaus und Morel ihr ſogleich hinterher.

Mir wurde wirklich etwas ängſtlich zu Muthe. Es war offenbar, daß etwas Außerordentliches in dem Herrenhauſe vorging, und ich wußte nicht, wie weit ich auf die Rechtlichkeit des Pachters von Locmora mich verlaſſen konnte. Sein guter Wille konnte mir übrigens zu Nichts helfen, wenn, wie ich zu befürchten begann, es ſich um eine Verſammlung von Aufrührern handelte. Der Haß der Bauern gegen die Patrioten war mir nicht unbekannt, und ich wußte auch, daß man meine Anſichten kannte. Endlich war ich auch, gegen meine Gewohnheit, diesmal unbewaffnet und in einer Gegend, mit deren Wegen und Stegen ich nicht vertraut war; man kann ſich alſo denken, weshalb ich weder auf dem Mehlboden, noch in der Haferkammer die Nacht zubringen wollte, aus welchen beiden zu entfliehen unmöglich geweſen wäre. Dagegen hatte die Giebelkammer, die man mir zuerſt hätte anbieten ſollen, weil ſie die einzige geeignete war, um einen Gaſt darin zu beherbergen, einen beſondern Eingang, den ich kannte, und Fenſter, welche auf das Feld gingen: ein doppelter Ausweg zur Rettung, im Fall ſich meine Befürchtungen rechtfertigen ſollten.

Die Pächterin kam aber nicht wieder; Morel war mehrere Male hereingekommen, hatte heimlich mit den Knechten geſprochen, war wieder fortgegangen, kam dann wieder, um abermals fortzugehen. Das ganze Haus war in erwartungsvoller Unruhe. Das Geſinde ſprach leiſe mit einander, ſah ſich einander bedeutungsvoll an und ging ohne Pantoffeln, um weniger Geräuſch zu verurſachen.

Endlich jedoch kam der Pachter, um mich zu holen. Ich folgte ihm mit einigem Herzklopfen; er führte mich in die Kammer, welche in Stand geſetzt worden war, fragte, ob ich ſonſt noch Etwas bedürfe, und entfernte ſich dann wieder.

Sogleich verriegelte ich die Thür und ſah mich ängſtlich in der Kammer um. Sie war nur ſchwach von einem einzigen Lichte erleuchtet; ich nahm dieſes und unterſuchte damit alle Winkel. Ich überzeugte mich noch einmal, daß eins von den Fenſtern auf den Obſtgarten ging; einigermaßen beruhigt, näherte ich mich nun dem Kamine.

Ein ganzer Klotz brannte in demſelben und verbreitete weit um ſich her Licht und Wärme. In jedem andern Falle wäre mir dies nicht aufgefallen; aber die Aengſtlichkeit erhielt meine Aufmerkſamkeit wach; es unterlag keinem Zweifel, daß dieſes Feuer nicht erſt auf meine Veranlaſſung, ſondern lange vor meiner Ankunft angezündet worden war. Indem ich noch darüber

nachdachte, fielen meine Blicke auf ein Buch, welches auf dem Kaminſimſe lag. Es ragte zur Hälfte aus einem Futterale hervor, welches denen glich, worin damals die Notare ihr Exemplar der Coutumes ſteckten, welches ſie ſtets bei ſich führten. Ich nahm das Buch in die Hand und fand, daß es nicht beſtäubt war, als wäre es ſeit langer Zeit nicht angerührt worden, ſondern noch neu und glänzend. Ich ſchlug es auf, um nach dem Titel zu ſehen: es war eine Semaine Sainte, in der, nach den abgegriffenen und beſchmutzten Blättern zu urtheilen, viel geleſen worden war.

Als ich darin herumblätterte, fiel ein Blatt heraus; ich hob es auf und las Folgendes:

Acte de foi.

„Je crois fermement que l'Eglise,
Quoique la nation en dise,
Du Saint-Père relevera;
Que les évêques, qu'elle nomme
N'étant point reconnus de Rome,
Sont des intrus, des apostats,
Et les curés de scélérats,
Qui devraient craindre davantage
Un Dieu que leur serment outrage.

Acte d'espérance.

J'espère, avant que se soit peu,
Les apostats verront beau jeu,
Que nous reverrons dans nos chaires
Nos vrais pasteurs, nos vrais vicaires;

Que les intrus disparaîtrons.
Que la divine Providence,
Qui veille toujours sur la France,
En dépit de la nation,
Nous rendra la religion.

Acte de charité.

J'aime avec un amour de frère
Les rois d'Espagne, d'Angleterre
Et les émigrés réunis,
Qui rendront la paix au pays.
J'aime les juges qui sans fautes
Condamneront les patriotes,
Le fer chaud, qui les marquera,
Et le bourreau, qui les pendra.

Zweimal las ich dieſe fanatiſch-rohen und plumpen Verſe durch und ſuchte dabei die Handſchrift zu errathen, die mir ſehr bekannt vorkam. Während ich ſie noch ſo in der Hand hielt, hörte ich ein Geräuſch auf der Treppe. Ich horchte auf, man ſtieg leiſe herauf. Ich blies ſchnell das Licht aus und ging vom Kamine weg, damit man mich nicht ſehen könne.

Zwei Perſonen hörte ich auf dem Gange vor meiner Thür ſtehen bleiben; ſie ſprachen einige Augenblicke leiſe mit einander; dann hörte ich leiſe einen Schlüſſel anſtecken, er wurde zwei bis drei Mal herumgedreht; ſodann ging es wieder die Treppe hinab. Ich lief nach der Thür, ſchob den Riegel zurück und wollte aufmachen, aber es ging nicht; ich war eingeſperrt.

Es unterlag nun keinem Zweifel mehr, die Gefahr war offenbar. Meine Wirthsleute, da ſie den Riegel nicht erbrechen konnten, hatten mich eingeſchloſſen, um wenigſtens mein Entfliehen zu verhindern; und nun berathſchlagten ſie ohne Zweifel über mein Schickſal.

Entſchloſſen, kein Mittel der Rettung unverſucht zu laſſen, lief ich nach dem Fenſter, welches auf den Obſtgarten ging, als ich ein dumpfes Gemurmel vernahm. Verwundert beugte ich mich nach dem Fenſter, um durch die Scheiben zu ſehen ... ſo weit mein Auge nur durch die Dunkelheit der Nacht ſehen konnte, erblickte ich Nichts, als eine einzige wogende Maſſe von Köpfen. ... Sie waren ſämmtlich entblößt, als wenn dieſe dichte, ſchweigende Menge in ehrerbietiger Weiſe auf irgend einen erlauchten Gaſt wartete.

Einen Augenblick verdrängte die Neugierde meine Beſorgniſſe; allein bald darauf entſtand eine Bewegung unter der Menge, die Reihen öffneten ſich und Morel erſchien. Er ſprach zu Jedem etwas leiſe, aber mit lebhafter Geberde. Plötzlich wies er auf mein Fenſter; alle Köpfe wandten ſich nach dieſer Richtung. Ich trat ſchnell zurück.

Offenbar war von mir die Rede. Da fiel mir ein, daß auf der andern Seite der Kammer noch ein Fenſter ſei. Ich öffnete es und ſah hinaus; es ging auf einen finſtern, abgelegenen Hof; ich horchte, ob ſich

kein Laut vernehmen ließe; Alles war ſtill in dieſem Hofe. . . .

Dieſer Hof konnte vielleicht einen Ausweg haben, und überdies war es die einzige Möglichkeit meiner Rettung, die mir noch übrig war. Ich entſchloß mich alſo, hinabzuſteigen.

Unmittelbar unter dem Fenſter war das Dach eines Stalles, ſo daß auch nicht die geringſte Gefahr dabei war. Ich brauchte mich nur bis auf den Erdboden hinabgleiten laſſen. Nun fragte es ſich aber, nachdem ich unten angelangt war, wie herauszukommen ſei. Ich tappte im Finſtern umher und gelangte endlich an eine offene Thür, die mich auf einen langen Gang und von da in einen Garten führte. Hier hörte ich ein Gemurmel von Stimmen; es kam aus einer verfallenen Scheune, in welcher Licht war. Ich näherte mich behutſam und lehnte mich an die Mauer, in welcher mehrere Ritzen waren, hielt den Athem an mich und verſuchte einen Blick in das Innere zu thun. Ein ſeltſames Schauſpiel bot ſich hier meinen Blikken dar.

Vor einigen in Form eines Altars zuſammengeſetzten Bretſtücken, die mit einem groben Tuche bedeckt waren, ſtand ein Geiſtlicher und verrichtete das Amt der heiligen Meſſe, während ein dichtgedrängter Haufe von Zuhörern um ihn herumkniete. Dieſe nahmen nicht allein die ganze Scheune ein, ſondern ſtanden auch

noch in einer langen Reihe außerhalb derſelben, wahrſcheinlich dieſelbe Menſchenmenge, welche ich vom Fenſter aus im Obſtgarten geſehen hatte. Die Männer waren abgeſondert von den Frauen, wie in der Kirche, und die Kinder waren in der Mitte.

In den vorderſten Reihen ſah ich auch den Schmied wieder, der ſich ſo viel Mühe gegeben hatte, mich abzuhalten, nach Locmora zu fahren.

Trotz der großen Anzahl von Zuhörern herrſchte doch die tiefſte Stille. Man hörte nur die undeutliche Stimme des Meßners, welche von Zeit zu Zeit von der helleren Stimme eines Knaben unterbrochen wurde, welcher dem erſteren antwortete. Mit einem Male drehte der Geiſtliche, deſſen Geſichtszüge ich bis dahin nicht hatte ſehen können, ſich um, um das „Ite missa est“ zu ſprechen; kaum vermochte ich einen Ausruf der Ueberraſchung zurückzuhalten. Ich erkannte Bernard.

Zum erſten Male ſeit meinem Weggange von Coëtmieu ſah ich ihn jetzt wieder; die Zeit hatte ſeine kalten, ſtarren Geſichtszüge wenig verändert. Sie hatten noch immer denſelben Ausdruck unempfindlicher, gefaßter Ruhe; nur ſchienen getäuſchte Erwartungen ſeines Ehrgeizes ſeine Stirn etwas mehr gefurcht zu haben.

Ich wußte, daß Bernard, nachdem er mehrere Pfarrſtellen nach einander begleitet hatte, eben für eine der bedeutendſten in der Diöceſe deſignirt worden war,

als der Bürgereid verlangt zu werden anfing. Den ehemaligen Vicar von Coëtmieu ſtimmten ſowohl ſein Intereſſe als ſeine Ueberzeugung gegen die neue Verfaſſung der Geiſtlichkeit; er weigerte ſich, ſie anzuerkennen und wandte alle Mittel an, auch ſeine Gemeinde gegen die neue Ordnung der Dinge aufzuwiegeln. Seine aufrühreriſchen Predigten waren zur öffentlichen Kenntniß gekommen, er war genöthigt geweſen, die Flucht zu ergreifen, und ſeit mehreren Monaten lebte er im Verborgenen.

Alle dieſe Umſtände waren mir bekannt, allein ich hatte geglaubt, Bernard würde bei ſeinen ehemaligen Pfarrkindern einen Zufluchtsort geſucht haben, und nicht im entfernteſten daran gedacht, ihn bei Morel zu finden.

Obgleich die Meſſe vorüber war, blieben die Zuhörer doch noch verſammelt ... Bernard, nachdem er ſeinen Meßornat abgelegt, kniete vor dem Altar nieder, und, den Kopf auf ſeine Hände legend, ſchien er ſeine Gedanken ſammeln zu wollen; ich merkte nun, daß er über eine Predigt nachdachte.

Nach einer ziemlich langen Pauſe richtete er ſich langſam wieder empor, wandte ſich gegen die verſammelten Bauern, welche mit geſpannter Erwartung die Augen auf ihn gerichtet hatten und hob in einem ernſten Tone an zu predigen. Er ſprach zuerſt von der Gerechtigkeit Gottes, welcher an den Kindern die Sün-

den der Väter beſtrafe und, nachdem das Reich der Verderbniß ſchon zu lange gewährt, die ſieben Engel über die Welt ſchicke, um die vollen Schalen ſeines Zornes über ſie auszugießen. Hierauf zählte er alles Unglück auf, welches, nach dem Willen des Allmächtigen, Frankreich betroffen habe, und erwähnte, wie man die Prieſter aus ihren Pfarren vertrieben, die Kirchen verſchloſſen, den Sterbenden die Sacramente entzogen habe. Dann fuhr er fort: „Und noch iſt dies nicht Alles, Ihr Chriſten, die Patrioten ſind noch nicht am Ende ihrer Miſſethaten. Die Revolution iſt wie der böſe Geiſt, der Alles verſchlingt und doch nimmer geſättigt wird. Die Zeit iſt nicht mehr fern, wo Ihr denen, die jetzt Eure Herren ſind, den dritten Theil Eures Hausgeräthes, Eure Heerden und Eure Kinder werdet geben müſſen!“

Ein anhaltendes Murren der Entrüſtung erhob ſich bei dieſen Worten.

„An Euch iſt es, zu handeln,“ ſprach er weiter, „wenn Ihr Euern Leib, Euer Gut, Eure Seele ſchützen wollt, und wenn Ihr lieber einem König gehorchen wollt, als den zwölfhundert Räubern, welche die Nationalverſammlung ausmachen.“

Ein allgemeines Beifallsgeſchrei erhob ſich und wurde immer ſtärker und ſtärker.

Bernard gebot mit der Hand Stillſchweigen.

„Der Tag, die Gottloſen zu züchtigen, iſt noch

nicht gekommen," ſprach er; „aber die Hirten wachen über ihre Heerden. An den Küſten werden für Euch Pulver und Waffen zu Schiffe ans Land gebracht; Eure ehemaligen Herren werden wieder kommen, um Euch anzuführen, ſobald es Zeit ſein wird, und dann werdet Ihr einen Scheiterhaufen errichten für die Patrioten mit ſammt ihren Freiheitsbäumen. Bis dahin, Ihr Chriſten, verſteckt Eure Kornvorräthe, verweigert Euer Geld, führt Euer Vieh in die Wälder, daß man es Euch nicht wegnehmen könne, und bleibt vor Allem treu dem Gebote Chriſti. Morgen muß ich nach einer andern Parochie, und Ihr werdet lange ohne Geiſtlichen ſein. Viele wird Gott vor ſeinen Richterſtuhl rufen, ohne daß ſie werden beichten und das Abendmahl empfangen können. Ich will daher jetzt Euch Allen dieſe letzten Sacramente ertheilen; aber thut Buße, Ihr Chriſten, thut Buße, denn für die Meiſten wird dies der letzte Tag der Abſolution ſein und in meiner Hand ruht ihre Seligkeit oder ihre ewige Verdammniß."

Bei dieſen Worten, die in einem Tone ernſter Drohung geſprochen wurden, nahm Bernard das Gefäß mit dem heiligen Oel vom Altar und gab denen, welche ihm zunächſt waren, die letzte Oelung. Ein erhabenes und zugleich furchtbares Schauſpiel. Ein unbeſchreibliches Gefühl des Schreckens hatte die Menge ergriffen. Die Weiber beugten ſich bis zum Erdboden nieder und flehten ſchluchzend zu Gott um Vergebung ihrer Sün-

den, die Männer ſchlugen ſich vor die Bruſt und weinten. Bernard, der einzige ruhige bei dieſen allgemeinen Schrecken, fuhr in ſeiner trauervollen heiligen Verrichtung fort, worauf er ſich, langſam durch die erſchütterte Verſammlung ſchreitend, entfernte.

Ich brauche nicht erſt zu erwähnen, daß dieſe Entdeckung über den Zweck dieſer Zuſammenkunft meine Befürchtungen gänzlich zerſtreut hatte. Alles erklärte ſich mir nun, das Abrathen des Schmieds, die Begegnung der verſchiedenen Trupps Bauern, die Verlegenheit des Pachters und die Vorſichtsmaßregel deſſelben, mich einzuſchließen. Vollſtändig beruhigt, ſuchte ich nun wieder in jenen Hof zu gelangen und ſtieg auf demſelben Dache, auf dem ich herübergekommen war, wieder in meine Kammer und legte mich ſchlafen.

V.

Flucht mit Bernard.

Den Tag darauf unterhandelte ich mit Morel über die neuen Pachtbedingungen, welche ich im Voraus entworfen hatte, die er auch, nach einigen Einwendungen, unterschrieb. Ich wollte eben wieder abreisen, als ein Dutzend Gensd'armes vor dem Thore der Meierei hielten. Der Anführer ließ die Hälfte derselben zur Bewachung zurück. Morel war bei ihrem Anblick erblaßt und gab seiner Frau ein Zeichen, worauf sich diese sogleich entfernte.

In diesem Augenblicke trat der Anführer herein.

„Guten Tag, Gevatter," sagte er barsch.

„Guten Tag, Monsieur Riou," antwortete der Bauer, mit ängstlicher Miene den Hut abnehmend.

„Ich wette, Du weißt schon, weshalb ich komme?"

„Entschuldigen Sie, Monsieur Riou ... es müßte denn wieder wegen einer Requisition sein."

„Getroffen, eine Requiſition von Schwarzvögeln nämlich!“ rief der Brigadier unter einem rohen Lachen.

Der Pachter that, als verſtände er ihn nicht.

„Laß nur gut ſein, Du weißt ſchon, was ich meine,“ fuhr der Gensd'arme fort, „Du haſt verdächtige Miethsleute bei Dir . . . und hier iſt gleich einer, der nicht zum Hauſe gehört.“

Bei dieſen Worten kam er auf mich zu.

„Ihr Name?“ fragte er mich.

Ich nannte ihm meinen Namen.

„Was machen Sie hier?“

Ich ſagte es ihm. Er richtete noch andere Fragen an mich, als einer der Gensd'armes, der bei der Gensd'armeriebrigade von Guingamp geſtanden hatte, mich erkannte; er verſicherte, daß ich ein guter Patriot und ein anſäſſiger Bürger ſei.

„Dann haben wir mit Ihnen Nichts zu thun,“ erwiederte darauf Riou, wandte ſich wieder gegen den Pachter und ſagte:

„Komm, Alter, wir wollen die Sache im Guten mit einander abmachen; ich ſuche den Bürger Bernard, einen unvereideten Prieſter; zeige mir ſeine Zimmer damit ich ihm eine Viſitenkarte vom Syndicus einhändigen kann.“

„Ich kenne keinen Bürger Bernard,“ ſagte der Pachter, ſich verwundert ſtellend.

„Schon gut, ſchon gut, alter Fuchs,“ rief Riou,

„so ein alter Ausgedienter, wie ich, läßt sich Nichts weißmachen. Du willst uns den Käfig Deines Uhu's nicht aufmachen? Gut!“

Drauf fuhr er, zu seinen Leuten gekehrt, fort: „Fine-Mouche, suche mir einmal den Particulier hier auf, der sich's erlaubt, uns antichambriren zu lassen; bring' Alles mit, was Du findest, von den Kleinen an, die noch Zähne bekommen, bis zu den Alten, die keine mehr haben; ich will hier auf sie warten, um sie dann auszufragen. Folgt ihm, Ihr Andern, und durchsucht mir die ganze Baracke, wie die Taschen eines Ertrunkenen.“

Sie gingen hinaus, und wir befanden uns mit dem Anführer allein.

„Das ist nicht recht, Gevatter,“ hob Letzterer zu Morel gewendet an, „daß Du unvereidete Priester bei Dir aufnimmst ... Du bist der Behörde angezeigt worden und in diesen Tagen werde ich den unangenehmen Auftrag erhalten, Dich fest zu nehmen und in das Kloster der Diebe abzuführen. Ja, siehst Du, Alter, die Nation will, daß die Pfarrer den Bürgereid ablegen ... die Nation, das bin ich, das bist Du ... also weder ich noch Du dürfen die Unvereideten in Schutz nehmen ... das ist doch klar ... das sagt die gesunde Vernunft ...“

Morel kratzte sich im Kopfe und schwieg.

„Und überdies,“ fuhr der Brigadier fort, „ist es

Thorheit, ſich dem Volke widerſetzen zu wollen ... ſo gut, als wenn ſich Dein kleiner Finger gegen Deine beiden Hände auflehnen wollte. Ich rathe Dir alſo, Patriot zu werden, Vater Morel ... denn es iſt eine allgemeine Lebensregel: man muß ſich immer zu der Meinung bekennen, auf deren Seite die Gensd'armerie iſt.“

„Monſieur Riou,“ ſagte der Bauer zerſtreut, aber aufmerkſam auf jedes Wort horchend.

„Uns entgeht Nichts,“ fiel ihm der Brigadier in's Wort; „Dein Unvereideter, zum Beiſpiel, Du dachteſt, er wäre gut verſteckt, aber vorgeſtern Abend iſt er geſehen worden, wie er wahrſcheinlich aus der Beichte eines Mädchens kam; man iſt ihm nachgegangen und da hat man ihn in Deinen Hof gehen ſehen.“

Morel verrieth einige Verlegenheit.

„Du ſiehſt, wir ſind gut unterrichtet,“ fuhr der Gensd'arme mit einer wichtigen Miene fort ... „wir wiſſen auch, daß Bernard einer iſt, der den Leuten nach dem Munde redet und dabei Etwas durchzuſetzen weiß. Alle Parochien in der Umgegend hat er ſchon fanatiſirt. Seit er hier iſt, werfen die Kinder Steine über die Hecken nach uns, und die Hunde bellen, wenn ſie unſere Uniformen ſehen; aber er wird ſeinen Lohn ſchon bekommen. Man iſt hier im Diſtrikt entſchloſſen, an dieſem Pfaffen ein Exempel zu ſtatuiren, und zu dem

Ende dieſem Bernard eine hanfene Halsbinde zu kaufen.“

Morel blickte den Brigadier mit einem gewiſſen Entſetzen an; ich ſuchte ihn zu beruhigen und entgegnete darauf:

„Die Eidesverweigerung zieht keine ſo harte Strafe nach ſich; das Geſetz beſtraft die eidſcheuen Prieſter nicht mit dem Tode.“

„Nein, aber die Rädelsführer bei Verſchwörungen, die aufrühreriſchen Prediger beſtraft es mit dem Tode, und wegen ſolcher Verbrechen ſoll eben die fragliche Perſon vor Gericht geſtellt werden.“

„Was hat man denn für Beweiſe gegen ihn?“

„Briefe, die ich geſtern ſelbſt beim Pfarrer von Matignon weggenommen habe.“

Ich blickte Morel an, er ſchien ſich einen Augenblick zu beſinnen.

„Glücklicherweiſe,“ hob er endlich an, „hat ſich M. Bernard diesmal gerettet.“

„Wie ſo denn?“ rief der Brigadier.

„Seit drei Stunden iſt er ſchon fort.“

„Das iſt nicht möglich.“

„Vor Tagesanbruch.“

„Und wo iſt er denn hingegangen?“

„Wo Gott ihn hinführen wird. Die armen Geiſtlichen können jetzt des Morgens nicht ſagen, wo ſie des Abends ſchlafen werden.“

„Du willst mich hintergehen, Morel; er ist hier, ich weiß es.“

„Sehen Sie selbst nach, Monsieur Riou.“

Die Kaltblütigkeit des Bauers schien endlich den Brigadier zum Wanken zu bringen; ich selbst wußte nicht, was ich von der Sache halten sollte; allein meine Ungewißheit währte nicht lange.

Die Gensd'armes kamen mit der Pächterin und mehren Mägden und Knechten von ihrer Nachsuchung wieder zurück, und unter den Letzteren bemerkte ich auf den ersten Blick Bernard. Er trug einen Rock von grobem Tuch, leinene Beinkleider und mit Stroh eingefaßte Holzpantoffeln; allein er verrieth den Zwang, den er in dieser Tracht sich anthat.

Dem Brigadier entging dies nicht. Nachdem er alle Knechte der Reihe nach gemustert hatte, blieb er vor dem Geistlichen stehen; Morel wurde ängstlich und unsere Blicke begegneten sich. Ich gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, sich rüstig zu verhalten: mein Entschluß war gefaßt, die Rettung des ehemaligen Vicars von Coëtmieu zu versuchen.

Riou, nachdem er ihn von oben bis unten gemustert, wandte sich gegen den Pachter.

„Seit wann ziehen denn Deine Knechte Handschuhe an, um das Feld zu bestellen?“ fragte er spöttisch.

„Handschuhe?“ wiederholte Morel verwundert.

Der Gensd'arme ergriff den Arm Bernard's und zeigte deſſen weiße Hände:

„Haſt Du ſchon mehrere Ackerknechte geſehen mit ſolcher Haut?“

Ich ließ dem Pachter keine Zeit, darauf zu antworten und ſagte:

„Es iſt auch kein Ackerknecht.“

„Was iſt er denn?“

„Mein Markthelfer.“

Er ſah mich mit zweifelnder Miene an.

„Ihr Markthelfer hier?“

„Ja, weil er mit mir gereiſt iſt.“

„In dieſer Tracht?“

„Es iſt die Tracht ſeines Dorfes, und ich habe keinen Grund, ſie ihm zu verbieten.“

Er beſann ſich einen Augenblick und erwiederte dann:

„Können Sie mir durch irgend Etwas beweiſen, Bürger, daß er in ihren Dienſten ſteht?“

Mir fiel der Paß ein, den ich mir für mich und Michel hatte geben laſſen; ich zog ihn ſogleich aus meiner Taſche hervor.

Der Brigadier überlas ihn aufmerkſam. Das Signalement Michels, wie leicht zu errathen, paßte ſehr ſchlecht auf Bernard's Perſönlichkeit; der Gensd'arme machte mir dies bemerklich.

„Sie müſſen doch längſt wiſſen,“ antwortete ich

lächelnd, „daß die Paßofficianten nicht eben sehr genau zu Werke gehen.“

Er schien sich einen Augenblick zu besinnen, endlich gewann aber doch die Vorsicht die Oberhand.

„Die Sache ist nicht ganz richtig,“ sagte er; „der Syndicus mag es näher untersuchen. Sie werden mit uns nach Lamballe gehen.“

„Mein Weg führt mich nicht dort vorbei,“ entgegnete ich mit aller Ruhe.“

„Dann werden Sie von Ihrem Wege ein wenig abgehen.“

„Dazu habe ich weder Zeit noch Lust.“

„Das wird sich finden.“

„Spanne auf der Stelle ein, Morel, ich will abreisen.“

Morel ging hinaus, und ich setzte mich unterdessen nieder.

Meine Kaltblütigkeit brachte den Brigadier etwas außer Fassung, und er fing nun an, es mit Raisonnements zu versuchen. Ich ließ ihn reden; er schloß endlich mit der Erklärung, daß, wenn ich mich weigere, ihm gutwillig zu folgen, er Gewalt brauchen werde.

„Haben Sie einen Verhaftsbefehl gegen mich?“ fragte ich.“

„Nein.“

„Bin ich etwa ein Unbekannter und ohne Legitimation?“

„Das ſage ich nicht.“

„So bedenken Sie, was Sie thun, und daß ich Sie perſönlich für die geringſte Verzögerung meiner Abreiſe verantwortlich mache.“

Dies ſprach ich in einem herriſchen Tone; der Brigadier gerieth offenbar in Verlegenheit. Er nahm Fine-Mouche bei Seite und ſchien ihn um Rath zu befragen. In dieſem Augenblick trat Morel herein, mit der Meldung, daß angeſpannt ſei.

Ich ging mit Bernard nach der Thüre; die Gensd'armes ließen uns ungehindert hinausgehen. Als ich eben auf den Wagen ſteigen wollte, hielt der Brigadier mich an.

„Sie weigern ſich alſo, nach Lamballe zu gehen?“ fragte er mich.

„Ja.“

„Sie gehen nach Saint-Brieuc?“

„Ja.“

„Dann werden wir Sie begleiten.“

„Ganz wie Sie wollen.“

„Und dort müſſen Sie ſich bei der Behörde recognoſciren laſſen.“

„Gut.“

Die Gensd'armes ſetzten ſich zu Pferde und ſo ging es fort.

Meine Lage fing an bedenklich zu werden. Bei unſerer Ankunft konnte Bernard nicht länger unerkannt

bleiben, und ich compromittirte mich, ohne ihm dadurch zu helfen. Ich ſah aber wohl, daß ich mich auf keine andere Art, als durch Keckheit retten konnte; ich behielt alſo meine Faſſung und fuhr langſamen Schrittes weiter, in einiger Entfernung gefolgt von Riou und ſeiner Truppe.

So langten wir bei dem Dorfe an. Als wir um eine Ecke bogen, glaubte ich von weitem an der Thüre des Schmieds den Pachter Morel zu ſehen, der ſich aber, als er meiner anſichtig wurde, ſchnell wieder zurückzog. Wahrſcheinlich war er uns zuvorgekommen, indem er den Weg durch die Haide genommen hatte. Aber wozu? . . . und was machte er hier? . . .

Als wir an die Schmiede kamen, trat der Schmied ſingend, wie ein Betrunkener, heraus und winkte mir. Ich hielt an.

„Ich habe auf ſie gewartet," ſagte er mit etwas lallender Zuge; „ich habe Ihnen Etwas zurückzuſtellen."

„Mir? . . ."

„Beſinnen Sie ſich nur, beſinnen Sie ſich nur," ſagte er im Tone und mit der Miene eines Betrunkenen; „haben Sie Nichts verloren, als Sie geſtern hier vorbei fuhren?"

„Nichts."

„Bah! Kommen Sie, kommen Sie in die Schmiede, da will ich es Ihnen zeigen.“

Ich zögerte abzusteigen.

„Sagen Sie, Sie hätten eine Peitsche verloren,“ raunte er mir hastig zu...

Ich erschrak. Er blickte mich lachend an.

„Nun!“ sagte er.

„Ja, jetzt besinne ich mich... eine Peitsche.“

Da klatschte er in die Hände.

„Richtig... Kommen Sie nur, und sehen Sie nach...“

Ich stieg ab, ebenso der Brigadier; dieser aber blieb vor der Thüre stehen.

Ich ging mit dem Schmied hinein, der eine Peitsche hervorholte, die ich ohne Weiteres für die meinige erkannte.

„Ich dachte mir's wohl,“ sprach er, „sodaß es der Brigadier hören konnte. Es war mir ganz so, als hätte ich sie in der Hand Ihres Markthelfers gestern gesehen; ich habe ihn gleich wieder erkannt, Ihren Markthelfer und das Pfand dazu!... ich war aber meiner Sache doch nicht ganz gewiß, weil diesen Morgen, noch ehe es Tag war, ein Reiter kam, der sein Pferd beschlagen ließ, der konnte sie auch hier gelassen haben... zumal da er große Eile hatte.“

Dann fuhr er, mir ins Ohr redend, mit geheimnißvoller Miene fort:

„Eile hatte er, wie ein Dachs, der die Hunde hinter ſich wittert ... verſtehen Sie mich?“

„Ja,“ ſagte ich, „gewiß ein Edelmann ... oder ein Unvereideter.“

„Richtig ... ich habe mir Nichts merken laſſen ... aber ich erkannte ihn gleich ... er kam von Locmora ... ein famöſer Prediger, wie man ſagt ... M. Bernard, he?“

„Er ging wohl nach Dinan?...“

„Möglich, obwohl er den Weg nach Matignon einſchlug ... Aber ... ſtill ... ich ſage Ihnen das im Vertrauen, Bürger ... denn ſehen Sie, ich wünſchte nicht, daß ihm Etwas zu Leide gethan würde ... Ich bin ein guter Chriſt, getauft, confirmirt und Alles ... Die Unvereideten, das ſind die rechten; aber die Eidſchwörer, aus deren Köpfen möchte ich mir gleich einen Ambos machen!...“

„Ja, ja!“ ſagte ich, nach der Thüre zugehend, „aber nehmen Sie ſich nur in Acht, daß es Niemand hört.“

„Es iſt Niemand da,“ antwortete der Schmied, ſchnell vor die Thüre ſehend.

Wirklich war der Brigadier zu ſeinen Leuten zurückgekehrt und ſtieg eben wieder auf's Pferd. Ich ſtieg auf meinen Wagen, und wie ich abfahren wollte, wünſchte er mir eine glückliche Reiſe.

„Nun, kommen Sie denn nicht mit nach Saint-Brieuc?“ fragte ich, mich überraſcht ſtellend.

„Nein,“ erwiederte er, und ritt davon, mit ſeinen Leuten den Weg nach Matignon einſchlagend.

So wie ich ihn aus dem Geſicht verloren hatte, ſetzte ich mein Pferd in Galopp, aus Furcht, daß er ſich noch anders beſinnen könnte. So waren wir ſchweigend eine Meile weit gefahren, uns aller Augenblicke umſehend, um uns zu überzeugen, daß wir nicht verfolgt würden.

„Nun können wir ſicher vor ihnen ſein,“ ſagte ich zu meinem Begleiter.

„Dank Ihrem Edelmuth, mein Herr.“

„Ich wußte, daß Sie in Lebensgefahr waren, es war meine Pflicht, Alles zu Ihrer Rettung zu verſuchen.“

„Wie ſoll ich Ihnen dafür danken, daß Sie ſich für einen Unbekannten ſolcher Gefahr ausgeſetzt haben?“

Ich lachte und ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Sie irren ſich,“ ſagte ich, „der ehemalige Vicar von Coëtmieu iſt kein Unbekannter für mich.“

„Wie ſo?“ fragte er mich betrachtend.

„Haben Sie den Knaben vergeſſen, der durchaus kein ſchlechter Geiſtlicher werden wollte, und den Sie Monate lang bei Waſſer und Brod einſperrten, um ihm Neigung zum geiſtlichen Stande beizubringen?“

„Baptiſte!“ rief er.

„Derſelbe.“

„Wie, Sie wären es?...“

„Derſelbe Thunichtgut, deſſen unverdroſſener Kerkermeiſter Sie waren, und der oft in ſeiner Verzweiflung geſchworen hat, ſich an Ihnen zu rächen.“

Bernard blickte mich erſtaunt an.

„Sie ſehen, daß mein Wunſch in Erfüllung gegangen iſt,“ fuhr ich fort. „Die Erinnerung an den Dienſt, welchen ich Ihnen jetzt geleiſtet habe, wird hinlängliche Strafe ſein für alles Ueble, das Sie mir zugefügt haben.“

„Indem ich Ihre Neigungen bekämpfte, erfüllte ich eine Pflicht,“ ſtammelte der Geiſtliche verlegen.

„So wie ich eine erfüllte, indem ich Sie aus Henkers Hand gerettet habe; jeder Menſch hat ſeinen beſondern Beruf auf dieſer Erde, und Jeder erfüllt ſeine Pflicht auf ſeine Weiſe.“

Bernard erröthete ein wenig.

„Sie haben als Chriſt gehandelt, mein Herr,“ ſagte er mit etwas zitternder Stimme; „Gott wird Sie dafür belohnen. Uebrigens hoffe ich, Sie nicht lange mehr der Gefahr auszuſetzen. Das Schloß des Marquis de Lormier kann nicht mehr weit ſein.“

„Ungefähr noch eine Meile von hier.“

„Sobald wir es erreicht haben werden, verlaſſe ich Sie wieder.“

„Warum?“

„Ich hoffe beim Marquis eine ſichere Uufluchts-ſtätte zu finden...“

„Allerdings,“ erwiederte ich, „es iſt ein Mittelpunkt der Verſchwörung, wo man Sie mit Freuden aufnehmen wird; Sie werden Herrn de Lormier die Parochien gegen die Städte aufwiegeln helfen.“

„Warum vermuthen Sie das?...“

„Ich vermuthe Nichts; ich habe Ihre Predigt von voriger Nacht mit angehört.“

„Sie...“

„Ja, ich ... und habe auch die Sprüche des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe geleſen, von Ihrer Hand geſchrieben, die keinen Zweifel über ihre Geſinnungen laſſen.“

„Ich ſuche dieſe auch nicht zu verbergen,“ ſagte er mit einem gewiſſen Stolze, „ein Beweis dafür iſt, daß ich proſcribirt bin. Ja, ſo lange ich noch eine Stimme habe, werde ich den Gläubigen zurufen, ihren Glauben auf Gefahr ihres Lebens zu vertheidigen.“

„Das heißt, Sie predigen den Bürgerkrieg.“

„Ich werde Sie ermahnen, dem Beiſpiele des Stammes Levi zu folgen, deſſen Mitglieder heilig geſprochen wurden, weil ſie ihre Brüder gezüchtigt hatten, welche falſche Götzen anbeteten.“

„So! aber da ich auch einer von dieſen Brüdern bin, da ich auch meine Götzen für mich habe, die ich verehre und keine Luſt habe, von Euch niederbretagniſchen

Leviten gezüchtigt zu werden, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß Sie nicht auf das Schloß von Lormier gehen werden.“

„Wo wollen Sie denn mich hinführen?“ fragte er.

„Nach Légué.“

„Da kenne ich Niemanden.“

„Aber ich kenne dort einen Capitän, der es auf sich nehmen wird, Sie nach den englischen Inseln zu bringen.“

Bernard stutzte.

„Nach den englischen Inseln,“ sagte er, „nimmermehr! Sie können nicht so gegen meinen Willen über meine Person verfügen... Halten Sie an mein Herr, ich bin nicht Ihr Gefangener ... Ich will hier absteigen.“

Statt aller Antwort peitschte ich mein Pferd; er wollte vom Wagen herab springen, ich hielt ihn aber zurück.

„Sie werden nicht von mir gehen,“ sagte ich in entschiedenem Tone zu ihm. „Ich habe meine Pflicht als Mensch gethan, indem ich Sie dem Kerker oder dem Tode entriß, jetzt muß ich meine Pflicht als Bürger thun, indem ich Sie verhindere, in diesem Lande den Bürgerkrieg anzufachen Nur unter dieser Bedingung ist es zu rechtfertigen, daß ich Sie gerettet habe.“

„Das heißt, daß Sie ſich zu meinem Richter aufgeworfen und mich zur Verbannung verurtheilt haben.“

„Nur unſchädlich will ich Sie machen. Wenn dazu ihre Entfernung nöthig iſt, ſo haben Sie dies ſich ſelbſt zuzuſchreiben; wären Sie weniger gefährlich, würden Sie bleiben können. Ich handle weder aus Parteihaß, noch aus perſönlicher Feindſchaft ſo; Alles, was Sie brauchen, können Sie verlangen; ich werde Sie mit allem Nöthigen verſehen, aber ich darf nicht zugeben, daß Sie unter meinen Augen gegen dieſes Land conſpiriren, weil ich mich ſonſt zum Mitſchuldigen ihres Verrathes machen würde. Uebrigens haben dieſen Verbannungsort, über den Sie ſich beſchwören, die Meiſten Ihrer Partei, als das kleinſte Uebel und einzigen Weg der Rettung, von freien Stücken gewählt; Sie werden ſich dieſen anſchließen.“

Er wollte Etwas erwiedern, allein ich fiel ihm ins Wort:

„Mein Entſchluß ſteht feſt,“ ſagte ich, „Nichts wird mich davon abbringen; Sie ſind in meiner Gewalt, Sie wiſſen es; jeder Widerſtand iſt vergeblich und könnte Ihnen nur zum Verderben gereichen. Unterwerfen Sie ſich alſo jetzt und rächen Sie ſich, wenn Sie wollen, ſpäter dafür.“

Er warf mir einen giftigen Blick zu, ſchlug die Arme in einander und murmelte mit leiſer Stimme

einige drohende Worte vor ſich hin, die ich nicht verſtehen konnte.

Noch denſelben Tag erreichten wir Saint-Brieuc, von wo ich mich dann nach Légué begab. Hier ließ ich Bernard an Bord eines Fahrzeugs, deſſen Rheder ich kannte, nehmen, und mit dieſem ſegelte er in der darauf folgenden Nacht nach Guerneſey ab.

Später erfuhr ich, daß er nach London gegangen war, wo er in untergeordneten Verhältniſſen Theil an allen Intriguen der Emigranten nahm. Mehrere Male kam er ſogar auf kurze Zeit in die Bretagne, um Botſchaften an Herrn de Puiſair zu überbringen, nahm Theil an der Expedition von Quiberon und kehrte dann nach England zurück, wo er arm, verachtet und in der troſtloſen Verzweiflung eines unbefriedigten Ehrgeizes ſtarb.

VI.

Joseph begiebt sich nach Saint-Brieuc. — Einziehung der Güter der Emigranten.

Vom Juni **1791** an nahmen die Ereignisse von Tag zu Tag eine immer ernstere Wendung. Ludwigs XVI. Flucht hatte den monarchischen Ideen den letzten Stoß versetzt, indem sie auch die Ungläubigsten nunmehr von der Unmöglichkeit überzeugte, das Königthum mit der revolutionären Bewegung auszusöhnen. Der Eindruck, welchen diese Flucht auf die Bretagne machte, war durch die ganze Provinz ein und derselbe.

„Der König ist fort; aber der wahre Souverän, die Nation, ist geblieben," rief der Syndicus des Departements der untern Loire aus.

„Frankreich weiß nun, daß Ludwig XVI. sein hauptsächlichster Feind ist," schrieb der Club von Lorient an den Nationalconvent.

In Nantes wurden alle Namen von Straßen, welche an die Monarchie erinnerten, umgeändert.

Indeſſen fuhren Adel und Geiſtlichkeit fort, den Bürgerkrieg anzufachen; die Kühnſten oder die Unklugſten rückten ſogar ſchon ins Feld. Man war in die Nothwendigkeit verſetzt, eine Anzahl Truppen auszuſenden, um während einer ſtürmiſchen Nacht mehrere Edelleute zu überrumpeln, welche ſich bewaffnet im Schloſſe Préclos verſammelt hatten. In der Gegend von Machecoul hatte ſich Herr de la Legardière an der Spitze von ſechshundert Inſurgenten gezeigt; und ſechsundzwanzig engliſche Schiffe, welche an der Mündung der Loire kreuzten, waren erſt auf die hohe See zurückgewichen, nachdem Dumouriez erſchienen war, um eine Landung zu verhindern.

Bei jeder Gelegenheit kam übrigens auch die ſtumme Feindſeligkeit der Bauern gegen die neue Ordnung der Dinge zum Vorſchein. Diejenigen unter ihnen, welche ſich für Patrioten erklärt hatten, wurden übel behandelt, und wenn ſie ein Gemeindeamt annahmen, wurden ſie von Frau und Kindern verlaſſen. Die vereideten Prieſter waren ſelbſt in der Kirche vor Schimpf und Spott nicht ſicher; ſogar der Glöckner weigerte ſich, ihnen bei der Meſſe beizuſtehen, bevor ihm nicht der ehemalige Pfarrer ausdrückliche Erlaubniß dazu ertheilt hatte.

Das war aber noch nicht Alles. Die Pächter und Lehngutsbeſitzer machten ſich die allgemeine Unordnung zu Nutze, um ſich ihren Verbindlichkeiten zu ent-

ziehen; jene bezahlten ihren Pacht nicht, dieſe den Erbzins, unter dem Vorwande, daß er zu den abgeſchafften Feudalrechten gehöre. Die Beitreibung der Steuern verurſachte allerwärts Aufſtände. In Pledran, Plouguernevel, Fousnant kam es zu Schlägereien. Die ſechshundert Millionen auf die Kirchengüter hypothecirten Aſſignaten, welche ausgegeben wurden, ſtanden ſchon 14 Procent unter Pari; nur in den Städten hatten ſie Cours.

Endlich kam der 10. Auguſt 1792, wo das Vaterland in Gefahr erklärt wurde.

Bisher hatten unſere Localbehörden dem Adel und der Geiſtlichkeit gegenüber eine gewiſſe Mäßigkeit beobachtet; man hoffte immer das erſte Aufbrauſen ihres Unwillens ſich legen zu ſehen; allein man überzeugte ſich endlich, daß die Nachſicht ſie eher noch reizte als beſchwichtigte.

In Folge deſſen wurden nun die wegen ihrer antirevolutionären Geſinnung bekannten Familien verhaftet; man forderte die widerſpenſtigen Prieſter auf, den Bürgereid zu leiſten, und die, welche dies verweigerten, wurden nach Spanien exportirt. Einige zwanzig royaliſtiſche Journale waren in den Städten und auf dem Lande verbreitet; ſie wurden confiscirt. Als einziges Mittel blieben nur noch jene gefährlichen Correſpondenzen, in denen die Verſchwörer des In- und Auslandes ſich gegenſeitig zum Kriege aufmunterten. Man

hätte ſie leicht und ohne großes Aufſehen unterdrücken können, oder ſie erbrechen, nach der bei monarchiſchen Regierungen noch in neueſter Zeit vorgekommenen beliebten Art; allein die Patrioten waren ſich ihrer Stärke bewußt und wollten lieber einen offenen Kampf; ſie zogen daher Gewalt der Hinterliſt vor. In jeder, auch der kleinſten Stadt wurde ein comité de surveillance niedergeſetzt, mit dem Auftrage:

1) Alles was an Packeten beim Poſtbureau aus dem Auslande eingehe, an wem es auch immer gerichtet ſei, zurückzubehalten.

2) Jedes Packet, welches vom Inlande aus an verdächtige Perſonen gerichtet iſt, in Beſchlag zu nehmen, und Letztere aufzufordern, die an ſie adreſſirten Stücke in Gegenwart der Behörde in Empfang zu nehmen.

Hierauf folgten, bei immer wachſender Gefahr, jene jetzt ſo ſchwer richtig zu beurtheilenden Maßregeln, welche vor und nach den Metzeleien des 21. Septembers ergriffen wurden. Der fürchterliche Umſturz des Jahres 1793 kündigte ſich ſchon an; Frankreich mußte um jeden Preis ſich zu retten ſuchen. Es war keine Zeit für die kleinen Tugenden und für die alltägliche Thatkraft. Danton hat es ausgeſprochen, was die Pflicht Aller ſei, in jenen inhaltsſchweren, fürchterlichen Worten, die er von der Rednerbühne herab donnerte:

„Mag die Nachwelt uns verfluchen, wenn es ſein muß, aber retten wir das Vaterland!“

Mehrere Male wiederholte ich meinen Beſuch bei Joſeph, der ruhig in ſeinem Aſyle fortlebte. Ich hatte gehofft, er werde vergeſſen bleiben; aber ſeine geduldige Heiterkeit mußte eine jener ſcheelſüchtigen Seelen erbittert haben, welche ſich über die Ruhe Anderer ärgern und jeden haſſen, den ſie für glücklich halten. Joſeph war angezeigt worden, weil er ſein Kloſtergewand beibehalten habe. Vergeblich hatte er dagegen erklärt, daß er kein anderes habe, er wurde mit unter die Zahl derjenigen Geiſtlichen begriffen, gegen welche der kürzlich bekannt gemachte Beſchluß des Departementsdirectoriums gerichtet war.

Eines Morgens ſah ich ihn mit dem Wanderſtab in der Hand ankommen; er war ſehr niedergeſchlagen, aber ohne Erbitterung.

„Ich gehe nach Saint-Brieuc, M. Baptiſte,“ ſagte er zu mir. „Man hat mich auf die Liſte der Unvereideten geſetzt, und ich muß deshalb in die Hauptſtadt des Departements ziehen; man hat es ſo befohlen.“

„Aber da muß man dagegen reclamiren,“ rief ich; „ich will mit Ihnen nach Saint-Brieuc gehen und mit den Directoren ſprechen.“

„Nein,“ entgegnete er mir ſanft, „Sie würden ſich vielleicht die Ungerechtigkeit zu Schulden kommen laſſen, Ihre Bitte abzuſchlagen; es iſt alſo beſſer, ſie

erfahren die Wahrheit nicht. Gott zieht uns nur über wiſſentliche Vergehen zur Verantwortung. Sie könnten ſich auch ſelbſt dabei compromittiren, und das würde ich mir nie vergeben.“

„Aber Sie ſind einmal an dieſes Dorf gewöhnt, Joſeph; es wird Ihnen ſchwer werden, wo anders zu leben.“

„Ein Chriſt muß überall leben können, M. Baptiſte. Ich werde übrigens meine volle Freiheit haben, ſo bald ich mich nur alle Morgen melde und mich nicht über eine halbe Meile von der Stadt entferne; da iſt ſchon noch ein Plätzchen zu finden, um ſich ins Gras zu ſetzen und die Vögel ſingen zu hören.“

„Ja,“ entgegnete ich, „aber es werden ſtrengere Befehle gegeben werden; vielleicht nimmt man an Euch armen Unſchuldigen Rache wegen des Verbrechens jener Elenden, welche die Pfarrgemeinden aufwiegeln; man wird Sie in engere Haft nehmen, als jetzt! Sie wiſſen nicht, was für ein Vulkan unter unſeren Füßen tobt, Joſeph; uns ſteht jetzt eine Zeit bevor, wo die Männer des Friedens, wie Sie, ſich in ähnlicher Lage befinden werden, wie die erſten Chriſten, welche, ohne Waffen zur Vertheidigung, mitten unter die Gladiatoren und die Löwen des Circus geworfen wurden. Glauben Sie mir, und laſſen Sie uns unſere Händel unter uns allein abmachen; bitten Sie Gott aus der Ferne, daß er die gute Sache beſchützen möge. Ich kann Ihnen die

Mittel verſchaffen, um Frankreich zu verlaſſen; ich mache mich auch anheiſchig, dafür zu ſorgen, daß es Ihnen im Auslande an Nichts gebricht.“

„Ich brauche Nichts, als mein Vaterland, Monſieur Baptiſte,“ ſagte Joſeph kopfſchüttelnd. „Ach! was kümmern uns Bedrängniſſe, wenn wir lieben? Würden Sie wohl Jemandem den Vorſchlag thun, Diejenigen, die ihm theuer ſind, zu verlaſſen, weil ſie krank ſind und weil ihre Krankheit anſtecken könnte? Ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten; aber hier iſt der Ort meiner Beſtimmung. Und ſollte ich auch Nichts weiter thun können, als mitten im Kampfe mit gefalteten Händen auf die Knie niederfallen, ſo wird doch vielleicht mein Beiſpiel einen Sterbenden erinnern, zu beten, oder irgend einen Verzweifelnden tröſten. Von den Engländern ein Aſyl erbitten, hieße mein Vaterland beleidigen und ihm vorwerfen, daß ein Chriſt nicht mehr darin leben könne. Wenn alle guten Menſchen ſich fürchten und auf dieſe Art fliehen wollten, M. Baptiſte, was ſollte aus den wenigen Muthigen werden, die zurückbleiben, was würden die Schlechten thun, die nur darauf warten! O! nein, nein; ich bin nur der Geringen Einer, aber oft dient ſelbſt der Schwächſte und der Unwiſſendſte für die Plane der Vorſehung.“

Voll Rührung und Bewunderung ergriff ich die Hand des Mönches.

„Sie ſind ein beſſerer Patriot, als wir Alle, Jo-

seph," sprach ich zu ihm; „so gehen Sie denn, wenn Sie so wollen, und möge Gott Sie beschützen! Aber, was auch geschehen möge, vergessen Sie nicht, daß hier ein Freund ist, auf den Sie rechnen können!"

Wir umarmten uns zärtlich, und er ging.

Leider konnte ich ihn erst nach langer Zeit wieder sehen, wie man im Verlaufe dieser Erzählung sehen wird.

Um diese Zeit fingen revolutionäre Agenten ohne besondere Titel und Aemter an, unsere Provinz zu durchstreifen. Sie kamen von Paris, Nantes oder Rennes mit Empfehlungsbriefen, erschienen in den Clubs, die sie durch ihre langen Reden ermüdeten, und brachten ihre übrige Zeit im Kaffeehause zu oder hielten mit den hitzigsten Republikanern Saufgelage. Nicht selten traf es sich, daß ihre Anwesenheit Unruhen oder Reibungen zwischen den constituirten Behörden veranlaßte; Einer von ihnen wurde sogar zu Guimper auf Befehl des Directoriums arretirt und als verdächtig ins Gefängniß gebracht.

Auch nach Guingamp kamen Mehrere dieser Agenten, um die revolutionären Ideen in Umlauf zu setzen; an mich war aber nur ein Einziger durch einen meiner ehemaligen Mit-Commis empfohlen worden; dieser Agent hieß Pinard. Sogleich bei den ersten Worten, die wir gegen einander austauschten, sah ich, daß ich mich nicht mit ihm verständigen würde; ich sagte es

ihm, und ſo trennten wir uns, gegenſeitig unzufrieden mit einander. Pinard hielt ſich drei Tage in unſerer Stadt auf, und ich erfuhr ſehr bald, daß ich mich nicht in meinem Urtheil über ihn getäuſcht hatte. Er war einer von den Menſchen, unter deren Händen Alles verdorben wird, und die man nur ungern bei der Partei der Wahrheit ſieht.

Das Geſetz, welches die Einziehung und den Verkauf der Güter der Emigrirten anordnete, begann in der Bretagne mit dem September 93 in Ausführung gebracht zu werden. Von dieſer Zeit an folgte ein beklagenswerther Auftritt auf den andern. Der größte Theil der Edelleute war ins Ausland geflohen, oder ſie fachten den Aufruhr im Inlande an. In den Schlöſſern waren nur noch Frauen und Kinder anzutreffen. Dieſen wurde jetzt eröffnet, daß ihre Güter unter die Obhut der Nation geſtellt würden (mis sous la main de la nation), wie ſich das Geſetz in ſeiner rohen Sprachfertigkeit ausdrückte. Unter ihren Augen wurden Inventarien über die Meubles, Bücher, Schmuckſachen aufgenommen. Einige Weiber wurden als Wächter dabei zurückgelaſſen, um Acht zu haben, daß Nichts auf die Seite geſchafft werde; in anderen Schlöſſern erhielten die Einwohner Befehl, unverzüglich auszuziehen. In letzterem Falle mußten die Töchter ihre alten Väter herausführen, die Mütter ihre Kinder in den Arm nehmen; vor der Thüre ſtand ein Commiſſar, mit dem De-

partementsbefehl in der Hand, und händigte ihnen das für die vertriebene Familie beſtimmte Almoſen ein. Dies beſtand in einem Bett, zwölf Stühlen und einem Schrank; für jedes Kind drei Hemden und eine Wiege. Ueber die Mittel des Unterhalts ſollte erſt noch ſpäter von der Behörde Beſchluß gefaßt werden, wieviel hierzu einem Jeden von den Einkünften der eingezogenen Güter abgetreten werden ſolle. Und wenn dann vielleicht ein alter Edelmann, wenn er die Thüren ſeiner eigenen Wohnung hinter ſich verſchließen ſah, bitter fragte, wo er denn ein ſicheres Obdach für ſeine letzten Lebenstage finden ſolle, zeigten die Commiſſäre lachend auf den Freiheitsbaum, den ſie vor dem von der Nation confiscirten Herrenhauſe hatten aufpflanzen laſſen.

Die Revolution war endlich an ihrer äußerſten Grenze angelangt. Frankreich, von dem geſammten monarchiſchen Europa als Feind erklärt, nahm dieſe Herausforderung an, indem es ſich ſeine eigene Conſtitution und ſeine eigene Politik machte. Die Republik wurde proclamirt; kurz darauf erfolgte die Hinrichtung des Königs. Nachdem die Revolution einmal auf dieſe Bahn eingelenkt war, ließ ſie ſich nicht mehr aufhalten.

VII.

Tuffin de la Rouerie.

Die bretagniſchen Städte, mit Ausnahme von höchſtens zweien oder dreien, hatten ohne Zwang die revolutionäre Regierung angenommen; aber der Haß der Royaliſten war immer erbitterter geworden. In Poitou, Maine und Anjou drohte eine Inſurrection. Morbihan und die untere Loire gährten im Stillen. Selbſt Finiſtèrre, obwohl in Folge der trefflichen Verwaltung ſeiner Adminiſtratoren das ruhigſte Departement, fing an Beſorgniſſe zu erwecken. Der Heerd der Verſchwörung war aber in den Departements Ille-et-Vilaine und Côtes-du-Nord. Man kannte die Rädelsführer derſelben, ohne jedoch Beweiſe gegen ſie zu haben. Dieſe waren ein Picot de Limoëlan, ein Dubuat, ein Molien, ein Loquet de Granville, ein Desilles, ein Guyomarais, vor Allen aber der Herr Tuffin de la Rouerie, Anſtifter und Haupt dieſes weit verzweigten Complots.

Dieſer Mann, der nur etwas länger hätte leben müſſen, um dieſelbe Rolle in der Bretagne zu ſpielen, wie Charette in der Vendée, war anfänglich Offizier bei den Gardes françaiſes geweſen. Ein Freund des Abenteuerlichen, erfinderiſch in Auskunftsmitteln, ſittenlos und romantiſch zu gleicher Zeit, war er einen Augenblick entſchloſſen geweſen, wie de Rancé zu enden, nachdem er wie Faublas gelebt. Er hatte eben ſein Gelübde als Trappiſt abgelegt, als er, Gott weiß wie, Nachricht von dem Nordamerikaniſchen Kriege erhielt. Sogleich warf er die Mönchskutte ab, ließ ſich die Haare wachſen und zog aus, um unter dem Namen eines Oberſten Armand gegen die Engländer zu fechten. Bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich wurde er mit Acclamation empfangen, aber vom Miniſter „offiziell“ bedeutet, nicht bei Hofe zu erſcheinen, und ihm der „gute Rath“ gegeben, „ſeine Ungnade beſcheidentlich hinzunehmen.“ Später, im Jahre 1787, erſchien er als Abgeordneter des bretagniſchen Adels, um die Aufrechthaltung der Privilegien der Provinz zu verlangen, und erwarb dabei abermals den Ruhm, der Verfolgung ausgeſetzt zu ſein. Er wurde in die Baſtille abgeführt. Seine revolutionären Anwandlungen verloren ſich aber, als man anfing, ſich gegen die Vorrechte des Adels zu erklären. Er proteſtirte zu Rennes und zu Saint-Brieuc gegen die Anmaßungen des dritten Standes; und als dieſe Anmaßungen zum Geſetz erhoben worden waren, dachte

er an eine Gegenrevolution und traf in ſeinem Schloſſe La Rouerie Vorbereitungen dazu.

Nichts fehlte Tuffin, um ein Parteihaupt zu werden. Er beſaß nicht nur alle guten, ſondern, was vielleicht eben ſo ſelten iſt, auch alle ſchlechten Eigenſchaften, welche erforderlich ſind, um eine ſolche Rolle zu ſpielen. Er war keck, gewandt, viel zu beweglich, um ſich auf die Dauer entmuthigen zu laſſen, und beſaß eine gewiſſe Biegſamkeit des Geiſtes, die ihn gleich fähig zur Begeiſterung wie zur kalten Berechnung, zur Offenheit wie zur Verſtellung machte. Da er eine lange Zeit in Weiberintriguen verlebt hatte, hatte er gelernt, ſich geſchickt durch die ſchwachen Seiten der Menſchen durchzuwinden; er ließ ſich wohl überrumpeln, aber nie außer Faſſung bringen. Sein Muth endlich, der ſelbſt von einem Adel gerühmt wurde, bei welchem der Muth eine ſehr gewöhnliche Tugend war, machte, daß er Alles ausführte, was er ſich einmal vorgenommen. Dabei war er ſtolz und einer ſchlechten Handlung fähig, ſobald ſie zu ſeinem Zwecke führte, aber, wie alle Hofleute, geduldig, heiter, wie alle Wollüſtlinge, und konnte Hunger, Durſt, Froſt und jede Anſtrengung ertragen, ohne eine Klage laut werden zu laſſen oder den Muth zu verlieren.

Gegen Ende des Jahres 1791 hatte Tuffin de la Rouerie in den hauptſächlichſten Städten der Bretagne royaliſtiſche Comité's gebildet und Streiter zu werben

angefangen. Gegen Ende Mai's 1792 wurde er in ſeinem Schloſſe angegriffen, entkam auf wunderbare Weiſe und machte ſo dieſer erſten Inſurrection ein Ende, die keinen andern Erfolg hatte, als daß Elliot und Malœuvre, ſeine Mitſchuldigen, das Schaffot beſteigen mußten. Seitdem ſtreifte er in der Bretagne umher, fortwährend verfolgt; aber von Schloß zu Schloß, von Bauernhütte zu Bauernhütte entfliehend, fachte er von Neuem Haß und Unzufriedenheit an, gab Verſprechungen, ſuchte die Leidenſchaften unter einen Hut zu bringen, und ſtreute überall, wo er hinkam, das Zündpulver des Bürgerkrieges aus, um es anzuzünden, ſobald ihm die Zeit gekommen zu ſein ſchien.

Dieſer günſtige Augenblick war offenbar jetzt da. Wir haben ſchon oben erwähnt, in welcher Gefahr die Republik ſtand. Mit Ende Februars 1793 nahmen die Zwiſtigkeiten im Nationalconvent einen beunruhigend heftigen Charakter an. Die Jacobiner, unterſtützt von den Sectionen und der Gemeinde, beſchuldigten die Gironde des Monarchismus; die Gironde warf die Anklage auf jene zurück und ſtellte ſie als Anarchiſten dar, ſo daß die Patrioten der Departements, hin- und hergeworfen zwiſchen dieſen ſich widerſprechenden Anklagen, nicht eigentlich wußten, woran ſie waren. Indeſſen neigte ſich der größere Theil der bretagniſchen Republikaner, geleitet von dem Einfluſſe einiger überwiegender Köpfe und von einem gewiſſen angeborenen

Instinete der Mäßigung, auf die Seite der Girondisten. Vor Allem hatte die Administration von Finistèrre sich kühn zu deren Gunsten ausgesprochen. Im October 1792 hatte sie eine Adresse eingeschickt, um die achtundvierzig Sectionen aufzufordern, den Deputirten der Rechten volle Freiheit zu lassen. „Bedenkt," hieß es unter Anderem in dieser Adresse, „daß ein dreiundachtzigster Theil der Republik nicht einer ganzen Nation, welche die Anarchie verabscheut, Schrecken einjagen kann. Eine einzige Stadt kann Frankreich nicht Gesetze vorschreiben. Erinnert Euch, wem der Ruhm des Tages gebührt bei den Ereignissen des 10. August.*) Der Nationalconvent muß ungestört an der Verfassung arbeiten können, welche er uns geben soll; findet er bei Euch keine Ruhe, so giebt es noch andère Städte, die sie ihm zu gewähren wissen werden."

Zudem bedrohte fast ganz Europa unsere Grenzen, welche von Freiwilligen vertheidigt wurden, die kaum ihre Gewehre abzuschießen wußten. Die öffentlichen Kassen waren erschöpft, die Industrie war gelähmt, der Handel lag gänzlich danieder. Alles, bis auf die Ge-

*) Die verbündeten Bretagner trugen mehr als irgend Andere zum Erfolge des 10. August bei. Ihr Benehmen war so glänzend, daß die Section Saint-Marceau erklärte, ihren Namen zu verändern und sich künftig Section du Finistèrre zu nennen.

bräuche des Familienlebens, war in Stocken gerathen. Die Administratoren unserer Städte, unaufhörlich von Emeuten oder von den Royalisten des platten Landes bedroht, kamen nicht mehr zu ihren Frauen und Kindern; sie aßen und schliefen an ihren Versammlungsorten, neben sich die Decrete des Nationalconvents und ein Paar Pistolen.

Bei dieser allgemeinen Unsicherheit verlor doch das Volk weder den Muth, noch die Hoffnung. Jedem neuen Unfalle stellte es sich nur um so muthvoller entgegen. Die ganze bretagnische Küste war von Soldaten entblöst, die Forts in Verfall und ohne Geschütz; es geschah ein Aufgebot, und plötzlich stellen sich sechstausend Freiwillige, und tausend Leute für die Erdarbeiten kommen herbeigeeilt. Die Schulterwehren werden aufgerichtet, der Salpeter wird von den Wänden der Keller abgekratzt, um Pulver daraus zu machen; von den alten Feudalschlössern werden die kleineren Dachrinnen abgenommen und Kugeln daraus gegossen. Die Frauen nähen Kamaschen, um sie auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen, die Kinder zupfen Scharpie, Greise lassen sich unter die Veteranencompagnien aufnehmen und lernen exerciren. Alles erhebt sich, Alles arbeitet, Alles bereitet sich auf den Kampf vor, welcher bevorsteht!

Mein Handel war bei dieser allgemeinen Verwirrung nicht unterbrochen worden, sondern hatte vielmehr

dabei gewonnen. Ich verfolgte dabei keinen festen Speculationsplan, sondern ging auf die Geschäfte aus, wie die Abenteurer in der neuen Welt auf die Biber- oder Bienenjagd. Stets hatte ich meine hundert Louisd'ors, eine bei der damaligen Seltenheit des baaren Geldes nicht unbeträchtliche Summe, bei mir und ergriff die erste, beste, sich darbietende Gelegenheit zum Kauf oder Verkauf; heute handelte ich vielleicht in Trégulier um eine den Engländern abgenommene Faienceladung und morgen in Lorient um sechstausend Paar Handschuhe, die man, ich wußte selbst nicht, weshalb, confiscirt hatte, und die sonst in den Magazinen hätten verfaulen können; und ein anderes Mal wieder in Saint-Brieuc um eine Partie altes Eisen, wozu man noch hundert Kilogramme pergamentene Choralbücher gethan hatte. Der Wechselhandel mit Assignaten, welche nicht in gleichem Grade auf allen Punkten fielen, brachte mir auch einigen Gewinn. Nur hütete ich mich wohl, die Lebensmittel auch in den Bereich meiner Speculationen zu ziehen. Irgend Jemand hätte nur aus Unvorsichtigkeit oder aus Neid das Wort Aufkäufer fallen lassen dürfen, so wäre dies schon genug gewesen, um mich ins Verderben zu stürzen. Auch verzichtete ich auf die leichte Art der Bereicherung, zu welcher die Confiscationen und die allgemeine Noth fortwährend Gelegenheit boten, und beschränkte mich darauf, eine Art von Colporteur abzugeben, indem ich mich nach

Bayerische Staatsbibliothek München

Allem erkundigte, immer unterwegs war, auf die Bedürfnisse jedes Orts Acht gab, um sie zu befriedigen, und hier kaufte, was an dem anderen Orte fehlte; ich verkaufte an die Reichen, verschenkte an die Armen, gewann bei jedem Geschäfte im Ganzen nur wenig, setzte aber fortwährend um.

Diese commercielle Thätigkeit beeinträchtigte nicht im Geringsten meinen Eifer als Bürger. Ueberall, wo ich hin kam, ließ ich sogleich jedes andere Geschäft bei Seite, sobald ein Aufruf an die Patrioten gethan wurde, und erklärte mich zu jeder Art von Beistand bereit. So sehr hatte damals der Geist allgemeiner Verbrüderung Alle durchdrungen, daß man nirgends sich als Fremder betrachtete. Man gehörte nicht mehr blos zur Bürgergarde dieser oder jener Stadt, sondern zur Republik; und wenn für die Patrioten Appel geschlagen wurde, fand man sich auf der Stelle ein, ohne an etwas Anderes zu denken. Auf diese Weise war es auch gekommen, daß ich bei dem Gefechte bei Fouesnant, so wie an dem bei Savenay, wo ich leicht verwundet wurde, Theil nahm.

VIII.

Zuſammentreffen mit Launay. — Meine Verhaftung.

Als ich Anfangs März 1793 von einer Excurſion, welche mich bis Nantes geführt hatte, nach Guingamp zurückkehrte, erfuhr ich zufällig in Dinan, daß zu La Hunaudaie eine Partie Holz zu verkaufen ſei. Ich entſchloß mich, den Weg nach dem Walde einzuſchlagen, um mit dem Käufer des letzten Schlages zu ſprechen, da man ſich in Port-Brieuc und Vannes wegen Holzbedarfs an mich gewandt hatte.

Als ich auf dem Wege dahin nach Lamballe kam, ſtieg ich vom Pferde, um einige Briefe an den Syndicus abzugeben. Ich traf ihn mitten unter ſeinen Commis, welche Schriften expedirten, im Geſpräche mit einem Fremden. Als ich mich nach einer kurzen Unterredung, da ich ihn nur wenig kannte, ihm wieder empfahl, hörte ich auf der Treppe einige Stimmen laut werden, worunter ich die Launay's zu erkennen glaubte.

In demſelben Augenblicke ging auch die Thüre ſchon auf, und der Arzt, begleitet von zwei Sansculotten mit rothen Mützen, kam hereingeſtürzt.

„Nun!“ ſagte er, zum Syndicus gewandt, ohne irgend Einen von uns zu grüßen, „weißt Du es ſchon, Bürger? Die Bauern ſind geſtern nicht auf den Markt nach Saint-Brieuc gegangen! Wir werden verhungern müſſen; allerwärts rotten ſich die Fanatiker zuſammen; noch ehe ein Monat um iſt, werden ſie bewaffnet einrücken, um uns zu erwürgen! . . .“

Er wollte weiter ſprechen, als er mich gewahr würde.

„Wie! Du hier, Baptiſte!“ rief er, mit einem Mal aus dem Tone fallend „. . . Welcher Zufall? ... Wohnſt Du nicht mehr in Guingamp?“

Ich wollte ihm auseinanderſetzen, weshalb ich nach Lamballe gekommen ſei, allein er hörte nicht darauf.

„Ja richtig,“ fuhr er fort, mich bei der Hand faſſend, „Dein Vater iſt ja geſtorben, habe ich gehört.“

„Allerdings.“

„Ein großer Verluſt, lieber Freund ... ein großer Verluſt für die Welt ... Der gute Mann war aber ein wenig eigenſinnig, ein wenig hart, ein wenig ariſtokratiſch . . . Ich habe aber nichtsdeſtoweniger Theil an dem Unglück genommen, das Dich betroffen hat. Aber ich habe nicht gewußt, daß Du unſern braven Syndicus auch kennſt!“

„Ich habe nicht die Ehre.“

„Nicht? Da muß ich Dich ihm vorſtellen; Ihr paßt ganz für einander.“

Und, ohne meine Antwort abzuwarten, rief er dem Syndicus meinen Namen zu.

„Ich ſtehe Dir für dieſen da, Bürger,“ ſagte er, indem er mir auf die Schulter klopfte; „von Kindheit an ein ächter Republikaner; er hat ſich ſtets mit aller Welt gezankt . . . Weißt Du noch, Baptiſt, wie ſie Dich zum Pfaffen machen wollten? . . . Deshalb iſt er auch bei einem Pfarrer erzogen worden . . . Aber ſchon als Knabe glaubte er weder an Gott, noch an den Teufel; daher gelang es ihnen auch nicht, ihn durch Aberglauben dumm zu machen.“

Ich war wie auf der Folter während dieſer komiſchen Apologie, welche der Syndicus mit verlegener Miene anhörte; ich verſuchte ſie abzubrechen, indem ich Launay bemerklich machte, daß ich Eile hätte.

„Wie!“ rief er, „ſo werden wir uns doch nicht wieder trennen, hoffe ich? Du mußt mit mir zu Abend eſſen.“

„Ich will ſogleich wieder abreiſen.“

„Aber die Nacht kommt Dir ja über den Hals.“

„Ich kann mich keinen Augenblick länger aufhalten.“

„Haſt Du denn etwas ſo Wichtiges vor?“

„Ja.“

„Wo gehſt Du denn hin?“

„Nicht weit von hier.

„Nach Plancoët?“

„Nein ... noch näher ... in den Wald.“

„Nach la Hunaudair?“

„Richtig.“

„Willſt Du der Familie Guyomarais einen Beſuch machen?“

„Nein?“

„Gewiß,“ fuhr er, ohne auf mich zu hören, zum Syndicus gewandt fort, „dieſer Sansculotte kennt alle Ariſtokraten ... er hat in ihrer Geſellſchaft gelebt —, man hat ihn früher, in roſenfarbige Taffet gekleidet, den Claque unterm Arm, bei den vornehmen Damen von Kerjean den Angenehmen ſpielen ſehen; er iſt bei den Jagdpartien von Déſilles, von Molier, von Limoëlan mit geweſen; vielleicht iſt er dort ſogar mit Tuffin de la Rouerie zuſammengekommen ... Das iſt gleich ſo Einer, dem ich von ganzem Herzen gern einen Strick drehen möchte; der iſt die Seele des ganzen Complots, überall hört man nur ihn nennen. Fragt man die Bauern, warum ſie ſich weigern, die Steuern zu bezahlen, ſo antworten ſie Einem: Herr de la Rouerie hat's verboten ... warum ſie nicht mehr Getreide zu Markte bringen — Herr de la Rouerie hat's geſagt ... wer ihnen weiß gemacht habe, daß in drei Monaten die Preußen in Paris ſein würden — Immer wieder Herr de la

Rouerie. Er iſt überall, er leitet das Ganze, und was das Merkwürdigſte dabei iſt, man ſieht ihn nirgends. Wenn man abergläubiſch ſein wollte, man könnte glauben, es ſei der Teufel, auf Ehre! Er ſoll übrigens ein bildſchöner Mann ſein. Schwarze Augen, ein ſchön gewachſenes Bein... Aber es iſt nicht anders möglich, Du mußt ihn bei Frau von Coëtanſecours geſehen haben.“

„Und doch nicht,“ entgegnete ich trocken.

„Da Du die Guyomarais's beſuchen willſt, ſo wirſt Du von ihm ſprechen hören... Sie gehören auch zu der Geſellſchaft... mit ſammt ihrem Schwiegervater Micaut de Mainville.“

Ich wollte es noch einmal wiederholen, daß ich auf das Schloß wollte; aber Launay ließ mich nicht ausreden.

„Auf alle Fälle aber,“ fuhr er fort, „hoffe ich, werden wir in dieſen Tagen auf Ihr Edelhöfchen kommen und es mit den Bajonetten durchſuchen. Seit einiger Zeit hat ſich ein Gerücht verbreitet... Herr Tuffin könnte wohl in dieſer Gegend zu treffen ſein. Sage den Guyomarais's, ſie ſollten auf ihrer Hut ſein.“

„Ich will es ihnen ſagen,“ antwortete ich ungeduldig.

Darauf ging ich zum Syndicus, welcher in einiger Entfernung von uns mit dem Fremden ſprach, grüßte ihn und entfernte mich.

Als ich in die Nähe des Waldes kam und den

Vorfall beim Syndicus ſchon wieder vergeſſen hatte, hörte ich hinter mir das Galoppiren von Pferden, und noch kein Augenblick war vergangen, als auch ſchon zwei Gensd'armes zwiſchen den Bäumen hervorkamen. Ich hatte ſogleich eine Ahnung, ohne zu wiſſen, warum, daß ſie mir nachgeſetzt ſein könnten, und ehe ich noch überlegt hatte, was ich thun ſollte, waren ſie ſchon an meiner Seite. Sie befahlen mir anzuhalten, fragten nach meinem Namen, und als ich dieſen genannt, ergriff der Eine von ihnen den Zügel meines Pferdes und bat mich abzuſteigen. Ich fragte ſie nun, was ſie wollten.

„Wir haben Befehl, Dich nicht weiter zu laſſen, Bürger," antwortete der Eine.

„Sie wollen mich alſo wohl nach Lamballe zurückbringen?"

„Nein."

„Wohin denn?"

„Du wirſt es ſehen."

Darauf ſtiegen beide Gensd'armes von ihren Pferden und gingen mit mir in das Dickicht; die Pferde wurden an einen Baum gebunden und meine beiden Begleiter zündeten ſich ihre Pfeifen an, ohne weiter auf mich Acht zu geben.

Dieſer Vorfall kam mir zu unerwartet, um mich nicht höchlichſt in Erſtaunen zu ſetzen und mir einige Beſorgniß einzuflößen. Mein erſter Gedanke war, es könnte ein Mißverſtändniß ſein; allein auf mein wieder-

holtes Befragen beſtätigte es ſich, daß ſie wirklich Befehl erhalten hatten, mich zu arretiren. Aber welches Verbrechen hatte ich mir denn zu Schulden kommen laſſen? Wozu hielt man mich hier im Gebüſch verborgen? Was ſollte mit mir geſchehen?...

Auf alle meine Fragen hierüber erhielt ich keine andere Antwort, als: „So iſt uns befohlen worden.“ Ich überzeugte mich nun, daß es unmöglich war, die Verſchwiegenheit meiner Wächter zum Wanken zu bringen und beſchloß auch, die Löſung dieſes Räthſels geduldig abzuwarten.

So waren ungefähr drei Stunden verſtrichen. Es war ſchon völlig Nacht geworden, der Himmel finſter, und ein kalter Wind wehte. Meine zwei Begleiter fingen an, ſich über dieſe Campirung zu beklagen und ärgerlich mit dem Fuße zu ſtampfen, als ſich Fußtritte von der Straße her vernehmen ließen. Bald darauf wurde auch Waffengeklirr hörbar, und endlich konnten wir auch Uniformen erkennen. Die beiden Gensd'armes traten nun mit mir an den Saum des Dickichts; von beiden Seiten wurde ein „Wer da!“ gerufen; einige Mann traten aus dem bewaffneten Trupp hervor und ſchritten auf uns zu. Unter ihnen bemerkte ich auch den Syndicus und jenen Fremden, den ich ſchon in Lamballe getroffen hatte —, ich fragte den erſteren etwas ungeduldig, was man von mir wolle und weshalb ich verhaftet worden ſei.

„Ich habe den Befehl dazu gegeben,“ ſagte der Fremde.

„Und mit welchem Rechte?“ entgegnete ich barſch.

„Ich bin der Bürger Morillon, Agent des Vollziehungsrathes.“

Darauf ergriff der Syndicus das Wort:

„Der Bürger Commiſſar iſt beauftragt, eine Nachſuchung im Schloſſe von la Hunaudair zu veranſtalten; Deine Unterredung mit Launay hat befürchten laſſen, Du möchteſt mit der Familie Guyomarais in Verbindung ſtehen und ſie warnen wollen.“

„Ich kenne die Familie Guyomarais nicht und will auch jetzt nicht zu ihr.“

„Wo willſt Du denn hin?“

„Zum Forſtaufſeher.“

„Und in welcher Angelegenheit?“

„Wegen eines Holzkaufes.“

Der Bürger Commiſſar nahm den Syndicus bei Seite, Beide ſchienen ſich mit einander zu berathſchlagen; endlich wandte ſich Morillon wieder gegen mich.

„Ich will gern glauben, daß Du ein ächter Patriot biſt,“ ſagte er; „aber Du kennſt wahrſcheinlich den Weg durch den Wald ſchon, weil Du ohne Führer gingſt.“

„Ich kenne ihn allerdings.“

„Ich hoffe, Du wirſt es uns nicht abſchlagen, an unſerer Expedition Theil zu nehmen; wir könnten

wohl in den Fall kommen, eines Mannes zu bedürfen, der mit der Gegend vertraut iſt, und dann iſt es auch immer beſſer, zwei Arme mehr zu haben.“

„Ich bin bereit.“

„Alſo vorwärts! Es lebe die Republik!“

XX.

Das Schloß von la Hunaudaie.

So ging ich denn mit dem Commiſſar, dem Syndicus und dem ſie begleitenden Friedensrichter vor dem Trupp Soldaten her. Ich ſah ſehr wohl ein, daß die Einladung des Bürgers Morillon ſo gut wie ein Befehl war, und daß er mir noch nicht ganz traute; allein ich hatte ihm die Wahrheit geſagt, Nichts brauchte ich ihm zu verheimlichen, was konnte ich alſo zu befürchten haben?

Sein Verdacht zerſtreute ſich auch ſehr bald. Ich hatte ſchon mehrere Male an ähnlichen Truppenausſendungen zu Verfolgung eidſcheuer Prieſter Theil genommen und kannte alle Vorſichtsmaßregeln, welche bei dergleichen nächtlichen Märſchen erforderlich ſind; ich machte den Commiſſar damit bekannt, der auch ſogleich ihre Wichtigkeit erkannte und ſie genau befolgen ließ. Da ich wußte, daß der Haupteingang des Schloſſes von

Hunden bewacht wurde, welche unſere Annäherung verrathen haben würden, ließ ich einen ſchmalen Seitenweg einſchlagen, der uns nach einer der Gartenthüren führte. Ich wurde nach und nach als Mitanführer der Expedition betrachtet, und je mehr Theil ich an der Ausführung derſelben hatte, deſto mehr intereſſirte ich mich auch dafür. Ich überdachte mir alle Fälle, welche möglicherweiſe eintreten konnten, als wäre ich perſönlich dafür verantwortlich, und mit Ungeduld erwartete ich den Ausgang. Der eigentliche Zweck war mir nicht genau bekannt, aber ich wußte, daß es im Intereſſe der Republik geſchah, und das war mir genug. Zu einer andern Zeit und im Intereſſe einer andern Sache würde ich ungern an einer ſolchen Expedition Theil genommen haben; das Loos derer, welchen ſie galt, würde mich vielleicht beunruhigt und ich gewünſcht haben, daß man ſie vorher gewarnt hätte; allein die Nothwendigkeit, das Vaterland zu retten, unterdrückte damals jeden andern Gedanken: das Mitleid wurde erſt nach beendigtem Kampfe rege. Man opferte die Aufrühreriſchen dem allgemeinen Beſten auf, ebenſo wie man ſich ſelbſt dem allgemeinen Beſten aufopferte. Zudem waren auch die Royaliſten nicht blos politiſche Gegner, ſondern wirkliche Feinde. Der Krieg gegen ſie mußte als rechtmäßige Vertheidigung gelten, denn ſie ſelbſt hatten überall, an der Grenze, wie im Innern, den Anfang dazu gemacht. Es handelte ſich nicht blos um verſchiedene

Meinungen; der Haß gegen ſie ging nicht ſowohl aus Parteigeiſt, als aus Nationalgefühl und Vaterlandsliebe hervor.

Als wir beim Schloſſe angelangt waren, ließ kein Laut ſich daſelbſt vernehmen, kein einziges Licht brannte, Alles ſchien zu ſchlafen. Die erſte Sorge war, alle Ausgänge mit Wachen zu beſetzen. Das tiefſte Stillſchweigen wurde anbefohlen und ein Jeder hielt ſein Gewehr ruhig am Arm.

Der Bürger Morillon, der Friedensrichter und ich ſtanden einige Schritte vor einer kleinen, abgelegenen Gartenthüre und warteten, bis alle Vorkehrungen getroffen ſein würden, als wir im Dickicht Schritte zu vernehmen glaubten. Ich gab meinen Begleitern mit der Hand ein Zeichen, und wir verbargen uns hinter einen Mauerwinkel. Das Geräuſch der Schritte kam immer näher; endlich hörte man deutlich durch die Blätter raſcheln und bald darauf trat ein Bauer aus dem Gehölz hervor. Er ſah ſich nach allen Seiten um, wie um ſich zu überzeugen, daß er er allein ſei —, dann ging er ſchnell auf die kleine Thüre los und bückte ſich, um das Schloß zu ſuchen. In dieſem Augenblicke ſtürzte ich vor und hielt ihn mit beiden Armen feſt; er fing an zu ſchreien, aber der Bürger Morillon, welcher auch herbeiſprang, gebot ihm Stillſchweigen; indem er ihm das Piſtol auf die Bruſt ſetzte. Wir bemächtigten

uns des Schlüſſels, den er noch in der Hand hatte, und öffneten mit leichter Mühe die kleine Thüre.

Als wir in den Garten eintraten, kam der Syndicus mit dreißig Nationalgardiſten herzu. Wir ſetzten ihn mit wenig Worten von dem Vorgefallenen in Kenntniß und nahmen, nachdem wir die Thüre hinter uns wieder verſchloſſen und zwei Mann Wache zurückgelaſſen hatten, die Richtung nach dem Schloſſe. Auf der Freitreppe angelangt, fanden wir die Thüre, wahrſcheinlich abſichtlich, geöffnet. Der Bauer ſchien betroffen zu ſein.

„Nun Achtung gegeben,“ ſagte der Bürger Morillon, „daß Niemand entkommt. Zwölf Mann ſtellen ſich um das Schloß herum, und auf Jeden, der zu entfliehen ſucht, wird Feuer gegeben.“

Hierauf öffnete man die Blendlaterne und zündete Fackeln an. Mit einem Male, wie auf ein gegebenes Zeichen, wurde nun das bisher beobachtete Stillſchweigen gebrochen, und lärmend ſtürzten die Nationalgardiſten in das Innere des Schloſſes.

Ein Augenblick unbeſchreiblicher Verwirrung trat nunmehr ein. Der Bürger Morillon und der Syndicus liefen aus einem Zimmer in das andere, um ihre Befehle zu ertheilen; man hörte Nichts, als heftige Fußtritte und Waffengeklirr; endlich erhob ſich ein Triumphgeſchrei. Bald darauf wurde der Friedensrichter gerufen; er ſtieg die Treppe hinauf und ich folgte ihm.

Beim Eintreten erkannte ich mitten unter den Na-

tionalgardiſten und Gensd'armes den Bürger de la Guyomarais, den ich früher öfters geſehen hatte. Er ſtand aufrecht an das Kamin gelehnt; ſein Geſicht war bleich, aber ſeine Miene ſtolz und verächtlich. Neben ihm befand ſich, faſt ganz entkleidet, eine junge Frau, welche zwei kleine Kinder in den Armen hatte, die ihr zugleich als Verhüllung zu dienen ſchienen; hinter dieſen beiden ſtand ein Greis, zu deſſen Füßen ein zerbrochener Degen lag: dieſe waren die Bürgerin Guyomarais und Nicaut de Mainville, ihr Vater. Etwas weiter davon, im Dunkeln, waren noch zwei Perſonen, welche, wie ich ſpäter erfuhr, ein Herr Dampière und der Erzieher der Kinder waren.

Der Friedensrichter wollte eben mit dem Verhör beginnen, als von Neuem ein Freudengeſchrei ertönte; man brachte noch drei andere Gefangene geführt. Die beiden Erſteren erkannte man auf der Stelle; den Einen als den Arzt Taburet, den Andern als einen Diener des Hauſes. Der Dritte erklärte auf ſein Befragen, daß er Morel heiße und ein Chirurg ſei.

Hierauf fragte Morillon de la Guyomarais, ob dieſe Alle ſeine Gäſte wären.

„Alle," antwortete er.

„Du irrſt Dich, es fehlt wenigſtens noch Einer, und zwar der Wichtigſte von Allen."

„Wer denn?"

„Tuffin de la Rouerie."

Der Gefangene erſchrak.

„Du ſiehſt, wir ſind gut unterrichtet; Tuffin iſt hier, wir werden ihn ſchon finden, und ſollten wir auch das Schloß deshalb in Brand ſtecken müſſen.“

„Thun ſie das,“ entgegnete kalt la Guyomarais.

Eine Pauſe trat jetzt ein. Der Syndicus und der Bürger Morillon ſprachen leiſe mit einander; darauf erklärten ſie, ſie würden ihre Nachſuchungen fortſetzen, während der Friedensrichter die Gefangenen verhöre.

Sie gingen hinaus und das Verhör begann; aber kaum hatte es wenige Minuten gewährt, als der Commiſſar mit einem mit dem la Guyomarais'ſchen Wappen verſehenen Portefeuille zurückkam. Der Friedensrichter öffnete es und zog daraus einen Trauerring hervor, auf welchem das Motto eingegraben war: „Dum spiro spero;“ ferner ein Fähnchen, worauf ein Herz in der Mitte eines weißen Kranzes geſtickt war; endlich einige an einen Herrn Gaſſelin adreſſirte Briefe. Der Ring glich denen, welche die Emigrirten von Dubresnay als Symbol ihrer Hoffnungen trugen, und das Herz war, wie wir Alle wiſſen, das myſtiſche Fahnenzeichen der bretagniſchen Royaliſten. Die Briefe anlangend, ſo bezogen dieſe ſich offenbar auf die Inſurrection, obwohl nur in verhüllten Ausdrücken und in einer verabredeten Sprache, zu deren Verſtändniß es eines Schlüſſels bedurfte. Das Wichtigſte war, zu erfahren, wer dieſer Gaſſelin war, an den, wie an einen Anführer, Bericht

über die getroffenen Vorkehrungen in jenen Briefen erſtattet zu werden ſchien. Da die der Reihe nach an die Gefangenen gerichteten Fragen zu keiner Aufklärung über dieſe unbekannte Perſon geführt hatten, fiel mir ein, den Bauer rufen zu laſſen, der an der Gartenthür verhaftet worden war. Der Bürger Morillon befahl, ihn auf der Stelle heraufkommen zu laſſen.

Bei ſeinem Anblick erblaßte la Guyomarais; aber nachdem er mit dem Bauer einen Blick ausgetauſcht, ſchien er wieder beruhigt zu werden. Der Commiſſar fragte ihn, ob er dieſen Menſchen kenne.

„Es iſt mein Gärtner,“ antwortete er.

„Sein Name?“

„Etienne.“

„Was machte er denn außerhalb des Schloſſes zu dieſer Stunde?“

„Das weiß ich nicht?“

Der Friedensrichter wandte ſich nun zu Etienne.

„Woher kommſt Du?“

„Aus dem Walde.“

Weshalb biſt Du dorthin gegangen?“

„Um fünfblättrige Kleeblätter zu ſuchen.“

„Um Mitternacht?...“

„Nur um Mitternacht kann man die Kleeblätter finden, welche die wahre Zauberkraft haben.“

Der Bürger Morillon blickte verwundert den Syndicus an.

„Dergleichen Aberglauben giebt es wirklich noch in Eurer Gegend?“ fragte er.

„Allerdings; aber ich bin doch begierig, die fünfblättrigen Kleeblätter zu ſehen, die dieſer Kerl gepflückt haben will. Ich müßte mich ſehr irren, wenn wir dabei nicht hinter Etwas kommen ſollten. Man unterſuche auf's Genaueſte.“

Man unterſuchte ihn, fand aber Nichts.

„Du wirſt uns aber doch nicht glauben machen wollen,“ fuhr der Syndicus fort, „daß Du deshalb ausgegangen biſt, um auf den Kreuzwegen fünfblättrige Kleeblätter zu ſuchen; Du biſt nicht der Held dazu, und dann iſt auch weder erſtes Mondviertel, noch Freitag.“

„Ich habe auch nicht gefunden, was ich ſuchte,“ antwortete Etienne, indem er la Guyomarais wieder einen Wink gab; „die Feen errathen's, wenn man ſie aufſucht; ſind alle wieder unter die Erde verſchwunden bis zum nächſten Mond.“

„Und Niemand hat gewußt, daß Du ausgegangen warſt?“

„Niemand.“

„Alſo haſt Du die Thür offen gelaſſen, um wieder hinein zu können?“

„Nein; ich wohne nicht im Schloſſe.“

„Wo wohnſt Du denn?“

„Im großen Gartenpavillon.“

„Allein?“

„Mit meiner Frau.“

„Man laſſe ſie kommen,“ fiel der Bürger Morillon haſtig ein, „und unterſuche ſeine Wohnung.“

Zwölf Nationalgardiſten gingen hinaus, um ſeinen Befehl zu vollziehen, während der Syndicus eine halb nackte Frau hereingeführt brachte. Bei ihrem Anblick trat Etienne erſchreckt zurück.

„Catharine!“ rief er ...

Dieſe blickte auf, that einen Schrei und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen.

„Wir haben ſie oben gefunden,“ ſagte der Syndicus.

„Oben?“ wiederholte der Gärtner.

„In dem grünen Zimmer, neben dem Bett auf der Erde liegend.“

Der Bauer ſtieß einen dumpfen Ausruf aus, erblaßte und ging mit geballter Fauſt auf Catharine zu.

„Was machteſt Du da, Elende?“ rief er; „antworte, was machteſt Du da?“

Die junge Frau ſtürzte ſchluchzend auf ihre Knie; er ergriff ihre beiden Hände und riß ſie mit Heftigkeit wieder empor.

„Verzeihe, Etienne!“ ſtammelte ſie.

Der Bauer ließ ſie wieder los, und mit einem wüthenden Blick kehrte er ſich nach den Gefangenen um, doch ohne daß ich unterſcheiden konnte, wem ſein Blick galt.

„Alſo iſt es doch wahr,“ ſagte er, „und deshalb

war die Thür offen gelaſſen worden... Ha! nun iſt mir Alles klar!... Während ich die Nächte im Freien zubrachte, den Kugeln der Blauen ausgeſetzt, lebte man hier vergnügt und machte ſich über mich luſtig. Ich habe mein Blut für ſie geopfert, nun raubt man mir auch noch meine Ehre; je treuer ich mich bewieß, deſto ſchändlicher verrieth man mich.“

Dabei ſchlug er ſich mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke von Wuth und Verzweiflung die geballten Fäuſte vor die Stirn. La Guyomarais trat auf ihn zu.

„Der Schein trügt Dich, Etienne,“ ſagte er, „ſpäter ſoll Dir Alles erklärt werden...“

Der Bauer lachte bitter und antwortete:

„Nein, ich habe genug. Man hat geglaubt, mir ohne Scheu Alles rauben zu dürfen, weil ich ein armer Handarbeiter bin . . . man muß nicht des Schmerzes eines Geringeren ſpotten, Monſieur Gabriel; eine Ameiſe kann eine Eiche tödten.“

Dann wandte er ſich ſchnell gegen den Bürger Morillon und ſagte:

„Sie ſuchen den Marquis; ich weiß, wo er iſt, ich will es Ihnen ſagen.“

La Guyomarais wollte auf den Gärtner losſtürzen, man hielt ihn aber zurück.

„Erinnere Dich, was Du bei Deiner Seligkeit verſprochen haſt,“ rief er ihm zu.

Der Bauer ſchüttelte mit wilder Entſchloſſenheit

mit dem Kopfe und, Catharine von der Seite anblickend, entgegnete er:

„Hier iſt noch Jemand, der mir auch bei ſeiner Seligkeit Etwas verſprochen hat; man hat ſie aber verführt, ihres Verſprechens uneingedenk zu werden, das ſind aber nicht die Blauen geweſen: die Blauen haben mir noch nie Etwas zu Leide gethan; es iſt Einer von denen, denen ich mein ganzes Leben geopfert habe... Möge Gott ihm verzeihen; aber ich, ich werde mich rächen, und ſo wahr ich ein Chriſt bin, ſein Kopf ſoll auf den Block gelegt werden.“

„Dann wirſt Du auch noch Anderer Köpfe darauf legen laſſen müſſen, Elender!“ rief la Guyomarais.

Etienne fuhr erſchreckt zuſammen.

„Komm,“ ſagte der Commiſſar raſch, nachdem er ſein Zaudern bemerkt hatte; „die Republik beſtraft die Verräther, aber ſie verzeiht ihren verirrten Kindern.“

Der Bauer ſchien ſich zu beſinnen.

„Willſt Du denn nicht gerächt werden?“ flüſterte Morillon ihm zu.

Plötzlich raffte er ſich zuſammen.

„Kommt,“ ſagte er.

Feſten Schrittes ſprang er nach der Thür, ſtieg die Treppe und dann die Freitreppe hinab.

Neugierig folgten wir ihm, zugleich aber auch nicht ohne einige Beſorgniß. Er führte uns durch den Gar-

ten, öffnete eine Art Fallthüre, ſchritt dann einige Minuten weiter längſt der äußeren Mauer hin und blieb endlich bei einem Winkel derſelben unter einem jungen Kirſchbaume ſtehen. Sodann kehrte er ſich gegen uns um, nahm ſeine Kopfbedeckung ab und ſagte:

„Der, den Ihr ſucht, iſt hier unter unſern Füßen.“

Erſtaunt traten wir einige Schritte zurück.

„Was willſt Du damit ſagen?“ rief Morillon; „Herr de la Tuffin de la Rouerie...“

„Iſt ſeit dem 30. Januar todt.“

Auf unſer erſtes unangenehmes Gefühl der Enttäuſchung folgte der Zweifel an der Wahrheit ſeiner Ausſage. Der Commiſſar der executiven Gewalt zumal konnte ſich nicht bei dem Gedanken beruhigen, daß alle dieſe Vorſichtsmaßregeln zu weiter Nichts geführt haben ſollten, als einen Leichnam zu entdecken und daß der Tod den gehofften Fund ihm vereitelt haben ſollte. Er gab ſeinen Zweifel zu erkennen, aber Etienne brachte ihm Beweiſe, gegen die er Nichts einwenden konnte.

Wir erfuhren nun, daß man den Tod la Rouerie's verheimlicht habe, um die Royaliſten nicht zu entmuthigen. Die Guyomarais hatten ſich im Geheimen zu Teſtamentsvollſtreckern ſeines Complots aufgeworfen, und gaben ſich das Anſehen, als handelten ſie noch immer nach ſeinen Anordnungen. Es war, als hätte dieſer große Verſchwörungsführer an dem Orte, wo er geſtorben war, noch einen Schatten ſeines Gei-

ſtes und ſeines Anſehens hinterlaſſen; noch im Grabe führte er ſo zu ſagen den Krieg gegen die Republik fort. Sein bloßer Name reichte ſchon hin, um Alles in Bewegung zu erhalten, Alles zu leiten, und allerwärts machte ſich dieſe Armee, die einen Todten zum Anführer hatte, im Geheimen ſchlagfertig, um nur auf das Signal zum Aufbrechen zu warten. Auf dem Schloſſe la Hunaudaie, wohin er ſich unter dem Namen Gaſſelin geflüchtet, war la Rouerie von der Krankheit befallen worden, der er bald darauf unterlag.

„Er war ein Mann, von dem man geglaubt hätte, er könnte gar nicht ſterben,“ erzählte uns Etienne; „aber ſeit länger als einem Jahre irrte er ja ſtets auf der Flucht umher, hat müſſen ſchlechtes Waſſer trinken, Schwarzbrod eſſen und auf dem Sande ſchlafen. Ganz plötzlich bekam er hier das Fieber und gleich darauf fing er auch an, irre zu reden. Ich habe bei ihm gewacht; er dachte immer, er wäre in der Schlacht; immer ſchrie er: „ſchlagt die Blauen todt .... ſchlagt ſie todt .... ſchlagt ſie todt!“ Alles zitterte vor Angſt im Schloſſe, denn wenn ſie damals von Lamballe hierher gekommen wären, um Nachſuchung zu halten, ſo hätte er uns Alle verrathen. So ging es drei Tage und drei Nächte fort. Endlich, den letzten Abend, als wir ſahen, daß er im Todeskampfe lag, ließ Herr de la Guyomarais im Voraus eine Grube graben. Da legten ſie ihn, noch warm, mit allen ſeinen Papieren hinein; ich ſelbſt habe

das Gras darüber gedeckt, damit man Nichts merken ſollte, und den nächſten Tag ſetzten ſich die Kinder des Pachters darauf und machten Roſenkränze aus Tauſendſchönchen.“

„Alſo mit ſeinen Papieren iſt er begraben worden?“ fragte Morillon.

„Ja, in einer Glasbüchſe.“

„Unter dieſem Baume?“

„Unter dieſem Baume.“

„Holt Werkzeug zum Ausgraben.“

Es wurden Schaufeln und Hacken herbeigeſchafft, und unter der Leitung des Gärtners fing man an zu graben. Es dauerte nicht lange, ſo kam ein Leichnam, in Tücher gehüllt, zum Vorſchein.

Die Glasbüchſe, von welcher der Bauer geſprochen hatte, lag zu Füßen. Der Bürger Morillon ging mit dem Friedensrichter und dem Syndicus bei Seite, um ihren Inhalt zu unterſuchen; bald darauf kamen ſie wieder zurück.

„Victoria!“ rief Morillon; „dieſe Papiere ſind die Rollen der projectirten Inſurrection und la Rouerie's geheime Correſpondenz mit dem Corps der auf den engliſchen Inſeln*) vereinigten Emigrirten. Jetzt, Bürger, hat das Vaterland Nichts mehr zu fürchten; Tod den Verräthern und es lebe die Republik!“

---

*) Jerſey und Guerneſey.

„Es lebe die Republik!“ ſtimmten Alle ein.

Und wie ein Echo hörte man dieſen Ruf von Wachtpoſten zu Wachtpoſten widerhallen, bis in das Schloß, wo es einem Donner gleich erdröhnte.

In dieſem Augenblick ſtieg die Sonne hinter den Anhöhen herauf und übergoß den Wald mit ihren Strahlen.

Nun hielt uns Nichts mehr zurück; es wird ſchnell eine Bahre herbeigeſchafft, und auf einer Unterlage von Zweigen der Leichnam la Rouerie's darauf gelegt, um ihn in das Schloß zu tragen. Als er bei mir vorübergetragen wurde, ergriff mich ein Gefühl von Trauer.

Das und weiter Nichts ſollte alſo das Endergebniß ſo vieler klug geleiteter Intriguen, ſo vieler muthig ertragener Leiden, ſo vieler weit voraus combinirter Pläne ſein. Von allen dieſen mit Schweiß und Blut mühſam gepflegten Erwartungen hat keine in Erfüllung gehen ſollen, und dieſer Mann, welcher eine Monarchie wieder herzuſtellen gedachte, konnte nicht einmal einen Sarg für ſeinen Leichnam erlangen! Mein Gott! Wozu half nun all' dieſer perſönliche Einfluß, was hatte eine Partei zu hoffen, welche blos Verſchworene, aber nicht die Nothwendigkeit auf ihrer Seite hatte.

In ſolche Betrachtungen verloren, war ich ſtehen geblieben, als eine Hand meine Schulter berührte.

„Woran denkſt Du, Bürger, fragte mich Morillon.

„Ich dachte daran, wie dieſer Mann drei Jahre lang die Erde mit ſeinen Nägeln unterminirt hat, wie er Körnchen für Körnchen das Pulver herzugetragen, mit unſäglicher Geduld der Sonne ein Fünkchen abgelockt, und nun, als er ſo weit war, daß er nur noch ſeine Mine anzuzünden brauchte, wie ein Kind am Fieber geſtorben iſt.“

„Zum größten Glücke!“ antwortete der Commiſſar; „dieſer Tod rettet vielleicht die Republik. Sobald ihn die Royaliſten erfahren, werden ihre Reihen in Unordnung gerathen; mit dieſem Leichnam hier verweſen nun alle ihre Hoffnungen und alle ihre Pläne. Es iſt alſo nicht blos die Leiche eines Menſchen, die ſie vorbeitrugen, Bürger, es iſt die Leiche des Bürgerkrieges.“

X.

Insurrection. — Einnahme von La Roche-Bernard. — Heldenmüthiger Tod des Bürgers Sauveur.

Ich hatte auch, wie der Bürger Morillon, geglaubt, der Tod la Rouerie's würde alle Fäden des royalistischen Complots zerreißen; allein zu viele Keime der Insurrection waren schon überall verstreut, zu Viele hatten schon ihren häuslichen Freuden entsagt und entschlossenen Muthes sich zum Kampfe vorbereitet, als daß die Nachricht von dem Tode eines Chef's Alles sogleich wieder ins Stocken bringen konnte.

Auch war der bevorstehende Krieg weit weniger ein Principienkrieg, als ein Krieg aus innerem Antriebe und Verzweiflung. Die Bauern insurgirten weder für die gestürzte Monarchie noch für das abgeschaffte Feudalwesen; für ihren mit Füßen getretenen Glauben, für ihren gestörten Erwerb, für ihre Söhne, die man zur Vertheidigung eines unbekannten Dinges, Republik ge-

nannt, ausgehoben hatte, griffen ſie zu den Waffen. Die Edelleute, dem Anſchein nach ihre Anführer, waren in Wirklichkeit nur die Hülfstruppen zur Vertheigung ihrer eigenen Intereſſen. Die Entdeckung der Papiere la Rouerie's konnte alſo nur von geringem Einfluß auf den projectirten Aufſtand ſein. Außer den verſchworenen Edelleuten gab es auch noch erbitterte Bauern, die nicht conſpirirten, ſondern einen günſtigen Augenblick abwarteten, um zu den Waffen zu greifen. Das Aufgebot von dreimalhunderttauſend Mann gab ihnen das Signal dazu.

Das Geſetz vom 24. Februar 1793 ordnete an, daß, ſobald das Contingent jeder Gemeinde feſtgeſtellt ſei, drei Tage lang Recrutirungsliſten für Freiwillige ausgelegt werden, und, wenn auf dieſe Weiſe das Contingent noch nicht zu Stande komme, die Einwohner einer jeden Gemeinde ſelbſt dafür Sorge tragen ſollten, wie es zu vervollſtändigen ſei. Hierdurch geſtattete man Zuſammenkünfte und Berathungen, die bei dem gereizten Zuſtande der Gemüther gefährlich waren. Als die jungen Leute einmal verſammelt waren, ſahen ſie die Größe ihrer Anzahl und hielten ſich für ſtark genug, um den Gehorſam zu verweigern. Vergebens forderten die Commiſſare und Municipalbeamten ſie auf, diejenigen aus ihren Reihen auszuwählen, welche in das Aufgebot einrücken ſollten.

„Wir gehen Alle," erwiederten ſie ſpöttiſch.*)

Und als man ſie dringender aufforderte, riefen ſie:

„Wir haben keinen König, wir haben keine Prieſter mehr, wem ſollen wir gehorchen? In weſſen Händen iſt denn die höchſte Gewalt?"

„Bei der Nation!"

„Gut, ſo möge ſie kommen! wir wollen es mit ihr ausmachen!"**)

Und auf der Stelle gingen ſie von der Drohung zur That über, jagten ihre Municipalbeamten davon, fielen über die Patrioten her und pflanzten die weiße Fahne auf.

Der Aufſtand erhob ſich allgemein und wie in einem Nu durch die ganze Bretagne. In Zeit von noch nicht acht Tagen hatte er ſich über ſämmtliche Kirchſpiele verbreitet. Ich war gerade auf einer Reiſe begriffen und ſah mich gezwungen in Vannes zu bleiben, welches die Inſurgenten ſchon von allen Seiten umzingelten.

Am 13. März 1793 kam die Nachricht, daß zwölf Gemeinden der Diſtricte von Savenay und Guérande unter die Waffen getreten ſeien, nachdem ſie zuvor den

---

*) Aus einem Briefe der Mitglieder des Diſtrikts von La Roche-Bernard an die Adminiſtratoren von Morbihan (vom 13. März 1793).

**) Aus einem Protokolle des Friedensrichters von Vannes.

Schatzmeiſter, fünf Gensd'armes, den conſtitutionellen Pfarrer und eine große Anzahl Patrioten umgebracht hätten; die folgenden Tage erfuhr man, daß Pont-Chateau, Féval, Muſſillac, Péaule, Rieux die Contingente verweigert hätten und vereint vor La Roche-Bernard ziehen wollten. In Langouëlan, Plouray und Ploumeliau hatten die Bauern die Controlen verbrannt und die Commiſſare vertrieben. Von Stunde zu Stunde hörte man von einem neuen Unglück. Es wurde Beiſtand von Lorient erbeten, aber verweigert, weil dieſe Stadt ſelbſt in der größten Gefahr war.

Am 15. wurden ſämmtliche Pferde von Vannes requirirt. Der Centralausſchuß ſchickte Couriere nach den bedrohten Orten aus; ein Departementsadminiſtrator wurde nach Auray abgeſendet, um die Ankunft der Truppen zu erwarten, die man wiederholt von Lorient erbeten hatte. Eine unbeſchreibliche Verwirrung und Beſtürzung herrſchte allerwärts. Aller Augenblicke kamen Staffetten mit der Nachricht von immer neuen Haufen, welche auf die Stadt losmarſchirten; die Läden wurden verſchloſſen, die Thüren verbarrikadirt; von den Adminiſtratoren wurden Patronen ausgetheilt. Uebrigens hörte man kein Schreien, kein Singen, ſondern nichts als das Geraſſel der Kanonen auf dem Pflaſter und das ferne Läuten der Sturmglocke vom Lande her.

So war die elfte Abendſtunde herangekommen, als Vedetten mit der Nachricht ankamen, daß in Locmieu, Ro-

chefort, Ploërmel und La Roche-Bernard der Kampf begonnen habe. Die Nacht und der darauf folgende Tag verſtrichen unter angſtvoller Erwartung; am Horizonte ſah man den Wiederſchein von Feuersbrünſten, man hörte aus der Ferne Gewehrfeuer; aber alle Straßen waren abgeſchnitten, es kamen keine Couriere mehr an. So war uns ſelbſt der traurige Troſt verſagt, die Größe der Gefahr kennen zu lernen; von allen Seiten umdröhnte ſie uns, und wir wußten doch nicht, wie wir ihr begegnen ſollten. Zwölftauſend Seelen, Männer, Weiber, Kinder und Greiſe harrten hier mit demſelben Gefühle der Angſt, wie ein Gefangener, der jeden Augenblick ſein Urtheil erwartet. Aber dennoch verrieth Keiner Furcht; zu ſterben bereit, fühlten wir uns Alle vielmehr ungeduldig als niedergeſchlagen.

Am 16. des Abends war ich im Club mit Benoiſt und einem Arzte, Namens Pierſon, einem alten Bekannten, den ich in Vannes wiedergetroffen hatte. Die Anträge folgten nur in großen Zwiſchenräumen aufeinander. Es traten weniger Sprecher als gewöhnlich auf, und die große Menge war zerſtreut und zeigte wenig Aufmerkſamkeit. Der Präſident wollte eben die Sitzung aufheben, als ſich draußen ein großer Lärm hören ließ. Plötzlich wurde die Thüre heftig aufgeriſſen und ein Bauer, halbentkleidet, mit Schmutz bedeckt und den Kopf mit blutigen Tüchern umwickelt, trat, umringt von bewaffneten Sansculotten, herein.

„Kommen die Räuber heran?“ fragten Alle wie aus einem Munde.

„Nein, aber sie haben La Roche-Bernard eingenommen.“

„Wer hat es gesagt?....“

„Dieser Mann.“

„Er kommt wohl von dort her?“

„Ja, seht her, wie er verwundet ist.“

„Und ist ihnen entkommen?....“

„Wie durch ein Wunder.“

„Laßt ihn sprechen! Laßt ihn sprechen!“

Der Bauer wurde, von der Menge fast getragen, bis vor den Tisch des Präsidenten geführt. Alles drängte sich jetzt um ihn; nach einem Augenblicke der Unruhe und Bewegung trat endlich Stille ein.

Der Flüchtling sah sich verstörten Blickes um, streckte die Hand aus, um nach einem Stützpunkte zu suchen, erreichte den Tisch und setzte sich auf denselben nieder. Angstvolle Erwartung lag auf allen Gesichtern.

„Warst Du selbst in La Roche-Bernard, als die Räuber dort ankamen?“ fragte der Präsident.

„Ja .... ja .... Bürger,“ sagte der Verwundete mit abgebrochener Stimme .... „ich war in Diensten beim Bürger Sauveur, dem Districtspräsidenten.“

„Und wenn kamen sie an?.....“

„Gestern, Freitags .... ein Tag von schlechter Vorbedeutung für die Christen! Unsere Municipal-

beamten verſammelten ſchnell alle Patrioten, die ſie zuſammenbringen konnten, unter eine rothe Fahne; .... es waren ungefähr hundertundfunfzig, und jene ſechstauſend! .... Wir waren alle ſehr niedergeſchlagen, daß wir ſo dem ſicheren Tode entgegen gehen und die armen Greiſe und Weiber hülflos zurücklaſſen ſollten. .... Da kamen die Befehlshaber der Weißen und ſagten, daß wir uns ergeben ſollten und daß Niemandem etwas zu Leide gethan werden würde .... Nun wurde berathſchlagt, und da wir ſahen, daß wir kaum im Stande wären, nur eine Straße anzufüllen, jene aber das ganze Feld, da zogen unſere Municipalbeamten die rothe Fahne ein und ſagten jenen, ſie könnten einrücken ....

Anfangs ging Alles gut. Es umarmten ſich ſogar einige Blaue und Weiße, als mit einem Male ein Flintenſchuß fiel .... Da ſchrien die Eingerückten Verrath! und fingen an, Alles niederzuhauen ....

„Es gelang mir, zu entkommen, um den Bürger Sauveur, der im Saale des Directoriums war, zu warnen.

„Fliehen Sie!“ ſagte ich ihm, „die Weißen ſind es, ſie geben Niemandem Pardon.“

— „So mache, daß Du fortkommſt,“ — ſagte er ganz ruhig zu mir.....

„Aber .... Sie müſſen ſich verbergen .... kommen Sie nach Hauſe. —

— „Nein,“ — antwortet er mir, — „wenn ſie mich hier nicht finden, werden ſie ſich an meiner Familie rächen und ſie morden; rette Du Dich, Peter, ich muß auf meinem Poſten ſterben.“ —

„Während er ſo ſprach, hörte man draußen ſchreien: „Es lebe der König! es lebe die wahre Religion!“ Es waren die wüthenden Empörer! .... Sie erbrachen die Thüren, traten in Maſſe in den Saal und zertrümmerten Fenſter und Tiſche. Der Bürger Sauveur redete ſie an, allein ſie warfen ſich ſogleich über ihn her und ſchleppten ihn ins Gefängniß ....“

Bei dieſen Worten hielt Pierre inne.

„Und iſt er noch dort?“ fragten mehrere Stimmen ....

Der junge Bauer ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Wollte Gott, er wäre noch dort!“ erwiederte er; „aber dieſen Morgen zogen ſie vor ſeinen Kerker, ſchleppten ihn wieder heraus und ſchrien: „tödtet ihn! tödtet ihn!“

— „Führt mich vor Eure Anführer,“ — ſagte der Bürger, ohne im Geringſten ſeine Faſſung zu verlieren; allein ſie fingen an, Hand an ihn zu legen.

— „Laßt ihn „Es lebe der König!“ ſchreien,“ — riefen Einige.

— „Nein, nein,“ — ſagten Andere, — „er muß den Freiheitsbaum niederreißen ....“ —

— „Das iſt wahr . . . . wir wollen ihn auf den Marktplatz führen.“ —

„Einige der Wüthendſten ergriffen ihn beim Kragen, warfen ihn nieder und und zogen ihn mit dem Kopfe über das Pflaſter; ruhig ließ er ſich Alles gefallen, ohne ein Wort zu ſagen. Als ſie auf den Marktplatz gekommen waren, befahlen ſie ihm zu ſchreien: „Es lebe der König!“ Da erhob er die Hand und ſchrie aus vollen Kräften: — „Es lebe die Republik!“ — Da ſchlugen ſie ihn mit den Kolben auf den Kopf und überall hin, aber je mehr ſie ſchlugen, deſto lauter rief er: — „Es lebe die Republik!“ —

— „Wartet, ich will ihn gleich zum Schweigen bringen,“ — ſagte darauf ein Rother, der die Andern immer gegen meinen Herrn aufgehetzt hatte.

„Dabei ſchoß er ihm eine Piſtole durch den Mund. Der Bürger Sauveur blieb einen Augenblick wie todt liegen; aber gleich darauf richtete er ſich wieder auf, ohne nur einen Seufzer hören zu laſſen, und zog Etwas aus ſeinem Buſen, das er küßte.

— „Das iſt die Bürgermedaille!“ — riefen Alle; — „er muß ſie hergeben!“ —

„Nun warfen ſie ſich wie wüthende Wölfe über ihn her. Einer hieb ihm mit einem Jagdmeſſer drei Finger ab; aber er hielt noch immer ſeine Medaille feſt. Sie wußten endlich nicht mehr, was ſie ihm an-

thun ſollten, da ſchrie auf einmal der Rothe: — „Halt! halt! .... Feuer! ....“ —

„Es war der Freiheitsbaum, den man niedergeriſſen und angezündet hatte. Da ſchrien Alle vor Freuden; ſie ſchleppten den Bürger Sauveur zu dem Feuer hin und warfen ihn hinein. Ich ſchloß die Augen, um Nichts weiter zu ſehen .... es roch bald darauf nach verbranntem Fleiſch und dann hörte ich ſie ſagen: —„Gut, nun iſt er gebraten.“ —

„Darauf gingen ſie weiter.

„Ich lief nun nach Hauſe, wo ich den Vater des Bürgers Sauveur im Bette liegend fand; er iſt ſchon ſiebzig Jahr alt und kann wegen der Gicht nicht gehen.“

— „Mein Sohn? ....“ — fragte er, ſo wie er mich ſah.

„Mir ſtanden die Thränen in den Augen, daß ich nicht antworten konnte.

— „Sie haben ihn getödtet?“ —

„Ich bejahte es durch Kopfnicken.

„Keinen Laut gab er von ſich und machte die Augen zu. Nach einer Weile jedoch ſagte er ganz leiſe zu mir: — „Wie kam es denn?“ —

„Ich erzählte es ihm ſo ziemlich genau; und während ich ſprach, ſtanden ihm ſeine grauen Haare zu Berge und als ich fertig war, blieb er länger als zwei Stunden unbeweglich liegen, ohne ein Wort zu ſpre-

chen. Ich trat einige Male dicht an ihn heran, weil ich glaubte, er wäre todt; endlich, gegen Abend richtete er ſich im Bette auf und ſagte zu mir:

— „Es wird nun Tag, gehe nach Vannes, und erzähle, was vorgefallen iſt.“ —

„Dabei gab er mir einen Brief und ich ging fort. Mehrere Male ſchoſſen die Weißen nach mir und ich bin zweimal verwundet worden; aber die Sohlen brannten mir unter den Füßen, und ich dachte an nichts Anderes, als hierher zu kommen und um Rache zu bitten. Da bin ich denn und hier iſt der Brief.“

Mit dieſen Worten überreichte Pierre dem Präſidenten ein mit Schweiß und Blut bedecktes Papier. Dieſer las mit feſter Stimme:

„Der Bürger Sauveur, Vater, an den patriotiſchen Verein von Vannes.“

„Brüder und Freunde!

„La Roche-Bernard iſt in den Händen der Räuber. Mein Sohn hat ſeine Pflicht gethan; er iſt auf ſeinem Poſten geſtorben, und die Barbaren haben die erhabene Seele eines ächten Republikaners nicht erreichen können.

„Gruß und Brüderſchaft,

„Sauveur.“ *).

*) Dieſer Brief, würdig eines Spartaners, war nicht eigentlich an den patriotiſchen Verein von Vannes, ſondern an den von Rennes gerichtet.

Dieſer Brief veranlaßte eine Aufregung, die ſchwer zu beſchreiben iſt. Sie gab ſich in einem anhaltenden, dumpf verworrenen Schreien kund, welches zuerſt Entſetzen, dann Verzweiflung und zuletzt Wuth ausdrückte. Die Freunde Sauveur's, deren ein große Anzahl war, ſchrien Rache.

„Aller Orten fließt ſtromweiſe das Blut der Patrioten," riefen ſie; „es ſind Truppen in Lorient .... in Rennes .... warum ſchickt man ſie uns nicht zu Hülfe? .... Mit ihnen könnten wir die Mörder Sauveur's züchtigen .... Wir müſſen die Adminiſtratoren in Kenntniß davon ſetzen .... Ins Departement .... Ins Departement!"

Man ſtürzte nach der Thür und in wenigen Minuten war der Saal leer.

Der verwundete Bauer, den man ganz vergeſſen hatte, war, von Müdigkeit und Schmerzen erſchöpft, über den Tiſch, auf welchem er vorher aufrecht ſaß, zurückgefallen und ich ſprang ihm zu Hülfe.

„Hilf mir ihn auf mein Zimmer bringen," ſagte ich zu Benoiſt, „während die Anderen Rache für Jenen nehmen, wollen wir Dieſen retten."

XX.

Wiedereinnahme von Rochefort und La Roche-Bernard. — Ich werde verwundet.

Nachdem ich den Verwundeten der Pflege meiner Wirthin anvertraut hatte, lief ich in den Centralcomité. Ich glaubte hier Alles in Menge versammelt zu finden, aber der Marktplatz war leer. Verwundert ging ich auf den Saal zu, wo die Sitzungen gehalten wurden, als ein Administrator eben heraustrat.

„Du weißt, was geschehen ist, Bürger?“ rief ich ihm zu.

„Ja,“ antwortete er, „Rochefort ist von den Royalisten eingenommen.“

„Rochefort auch?“

„Lucas, Duquero und Denoual haben sie getödtet und tragen jetzt deren Köpfe auf dem Felde umher. Ploërmel muß auch in ihrer Gewalt sein; sie marschiren auf Guérande und Rédon. Der Jagdcommissar,

Pellegrin, welcher an der Meeresküſte war, um die Seeleute anzuwerben, iſt mit ſeiner Escorte von ſechstauſend Aufrührern angegriffen worden. Er mit noch Einigen, welche entfliehen konnten, iſt ſo eben hier eingetroffen . . . alle Kirchſpiele ſind unter den Waffen; Alle, ſelbſt die Kranken werden gezwungen, mit auszurücken. Die Weiber tragen Lebensmittel und leere Säcke zum Plündern; jeden Augenblick müſſen wir gewärtig ſein, angegriffen zu werden.“

„Und kommt denn noch keine Verſtärkung?“

„Darnach will ich mich eben erkundigen.“

Mit dieſen Worten lief er wieder fort.

Indeſſen war der Ausſchuß für permanent erklärt worden. Die Depeſchen und die Rapports häuften ſich. Abends hörte ich, daß es an Secretairen fehle, um ſie zu expediren, — ich erbot mich dazu und trat meine Functionen auch ſogleich an.

Am Abend des 17. kam ein Fiſchkärrner an, der von den Adminiſtratoren der untern Loire abgeſchickt worden war, mit der Nachricht, daß zwanzigtauſend von den Räubern Nantes umzingelt hätten und Herren der Loire von Paimboeuf bis Jagrande wären. Zu Blain, Ancenis, Machecoul, Manves und Cliſſon hatte man ſich ſchon geſchlagen.

„Alle Wege ſind geſperrt,“ ſo ſchloß die Depeſche; „kein Courier kann bis zu uns gelangen. Unſere Lebensmittel ſind geplündert, wir ſind von Hungersnoth be-

droht! Wir haben einen Fiſchkärrner abſchicken müſſen, um Euch von der Gefahr zu benachrichtigen, von der wir bedroht ſind. Im Namen der Humanität und der Brüderſchaft laßt uns Nachricht zukommen. Lebt wohl, Brüder; vielleicht iſt dieſes Lebewohl das letzte, welches wir Euch entbieten.“

Dieſer Brief erfüllte uns mit Schrecken. Zum Glück erfuhren wir noch denſelben Tag, daß die Patrioten von Bain und von Janzé, unter Anführung ihres conſtitutionellen Pfarrers, die Royaliſten geſchlagen hatten. Ebenſo hatte ſie die Nationalgarde von Rennes bei Paci und Fleurigné, in der Nähe von Fougères, zurückgetrieben; ebenſo hörten wir, daß die Bauern, welche Ponthivy belagerten, völlig in die Flucht geſchlagen worden ſeien.

Dieſe letztern Nachrichten ermuthigten uns einigermaßen wieder.

Auch war endlich unſer Hülferuf erhört worden. Finiſtèrre, obwohl ſelbſt in Gefahr, ſchickte uns neunhundert Freiwillige und Geſchütz; Linientruppen kamen in Eilmärſchen von Saint-Malo angerückt; endlich rüſteten ſich die Generale Labourdonnaye und Beyſſer zu einer Expedition gegen Rédon, la Roche-Bernard und Rochefort.

Dieſe Hülfe war freilich unzureichend und noch weit entfernt; allein der Augenblick der erſten Beſtürzung war nun vorüber und wir fingen an, mit der

Gefahr vertrauter zu werden. Die Einen beruhigten ſich durch das Gefühl ihres Muthes, die Andern durch die Hoffnung auf Hülfe, Alle, weil ſie der ewigen Befürchtungen müde waren.

Auf den erſten Schreck, der ſich unſerer Gemüther bemächtigt hatte, trat daher der entgegengeſetzte Zuſtand der Energie und des Vertrauens ein. Wenn uns auch Alles zu einem erfolgreichen Widerſtande fehlte, ſo erſetzte dagegen Alles die aufopfernde Hingebung der Patrioten. Die Einen brachten Lebensmittel und Kleidungsſtücke herzu, die Andern Geld oder Waffen.

Am 19. März legte der Friedensrichter Leclerc ſeine ſämmtlichen Erſparniſſe auf das Bureau des Präſidenten nieder, und an demſelben Tage ſchrieb der Bürger Becheu folgenden Brief an den Comité:

„Bürger!

„Ich höre ſoeben, daß man geſtern nach Häuſern ſich umgeſehen hat, um die tapfern Brüder, welche uns zu Hülfe kommen, unterzubringen; ich beſitze die Gemeinde du Père-Eternel als Eigenthum, und habe die de la Visitation in Pacht, beide ſtehen zu Eurer Verfügung; betrachtet ſie als Eigenthum der Republik. Ich habe ſechs Paar neue Schuhe, die ich Euch anbiete; es fehlt an Holz, um das Brot für die Patrioten zu backen, bei mir liegen zweihundert Bündel, die zu Eurer Dispoſition ſtehen. Die Diſtrictscaſſe ſoll ſehr ſchwach ſein; ich habe achthundert Franken, zwei-

hundert behalte ich davon für meine Familie zurück, das Uebrige könnt Ihr in Empfang nehmen. Mit einem Wort, Alles, was mir gehört, Leib und Gut, gehört der Nation an. Bedient Euch meiner zu Botschaften, zu schriftlichen Arbeiten ... Tag und Nacht will ich thätig für Euch sein. Der einzige Ruhm, nach dem ich strebe, ist, meinem Vaterlande zu leben und bei seiner Vertheidigung zu sterben.“*)

Endlich langten die erwarteten Verstärkungen an, und die republikanischen Chefs begannen ihre Operationen.

Funfzehnhundert Mann vom Departement la Manche waren zu den Truppen des Generals Chevigné gestoßen; die Städte wurden eine nach der andern deblockirt, und man konnte sich im freien Felde halten.

Von diesem Augenblicke an wurde man Herr der Insurrection. Sie war mehr ein Ergebniß augenblicklicher Wuth; als der Berechnung gewesen, ohne einen bestimmten Plan, ohne ein Ziel, und konnte daher den Sieg nur so lange behaupten, als jener Paroxismus dauerte; sobald sie sich in diesem gestört sah, verlor sie die Haltung, wußte bei ihrer Planlosigkeit nicht, wie sie vom Angriff zur Vertheidigung übergehen sollte und gerieth vor sich selbst in Schrecken. Die große Masse

*) Brief des Bürgers Becheu an die Bürgeradministratoren von Morbihan (vom 19. März 1793).

der Aufrührer, die ſich ſo plötzlich über die ganze Bretagne ergoſſen hatte, fing an, auseinander zu gehen und ſich zu verlieren; einer Ueberſchwemmung gleich, ſchien ſie von der Erde wieder aufgeſogen zu werden. Jetzt ſah man aber auch erſt, welche Verwüſtungen ſie angerichtet hatte.

Allerwärts waren die hülflos vereinzelten Republikaner gemordet worden. An die Kreuze an den Wegen hatte man ſie aufgehängt, an die Thüren der Rathhäuſer angenagelt, in ihren Betten mit Frau und Kindern verbrannt. Zu Machecoul waren auf dieſe Art binnen wenigen Stunden vierhundert Patrioten umgekommen.

Die ſtrengſten Maßregeln wurden nun ergriffen, um dieſe Verbrechen zu beſtrafen und die Wiederholung derſelben zu verhüten. Verhaftungen wurden vorgenommen, Militär und Tribunale errichtet, welche in möglichſter Schnelle entſcheiden ſollten; jede Gemeinde wurde für die auf ihrem Gebiete geſchehenen Morde für verantwortlich erklärt.*)

Es mußten aber auch die von den Rebellen beſetzten Plätze eingenommen werden. Zu dieſem Zwecke rückten von Vannes zwei Colonnen unter dem Commando des Generals Du Petit-Bois aus. Ich erhielt die Erlaubniß, an dieſem Zuge Theil nehmen zu dürfen.

*) Beſchluß des Centralcomité's der untern Loire.

Wir marſchirten zuerſt auf Rochefort. Die Royaliſten wollten die Anhöhen vertheidigen, allein in wenigen Augenblicken wurden ſie von uns mit den Bajonetten erſtürmt, und als ich mit dem Bataillon der Maine und Loire auf denſelben anlangte, fanden wir Nichts als Leichen und in der Ferne einige Flüchtlinge.

Wir erhielten Befehl, die Höhen zu decken, dann ritt der Commandant im Galopp auf den rechten Flügel der Colonne und rief, indem er mit der Hand nach Rochefort wies, das zu unſern Füßen lag:

„Kameraden, die Stadt iſt Euer!“

Ein Freudengeſchrei erhob ſich bei dieſen Worten und ein Theil der Truppen verſchwand unter dem Abhange der Anhöhe.

Erſt gegen Abend kehrten ſie zurück, betrunken, in Unordnung und mit Beute beladen. Von hier wurden ſie nach Malestroit geführt.

Wir erhielten Befehl, die verwüſtete Stadt zu beſetzen.

Hier ſehen wir die Thüren der Häuſer erbrochen, die Meubles zertrümmert und auf dem Pflaſter zerſtreut. Wir mußten außer Reihe und Glied treten, um marſchiren zu können. Das Getreide lag haufenweiſe im Kothe, der Aepfelwein floß in Strömen über die Straßen. Vor jeder Thüre lagen Todte, Verwundete und Weiber auf den Knien, welche weinten und um Gnade flehten.

Es war zum ersten Male, daß ich eine eroberte Stadt sah; mit Entsetzen erfüllte mich dieser Anblick. Pierre, der mich begleitete, war nicht weniger ergriffen davon, als ich.

„Wir wollen doch hier nicht bleiben," sagte er zu mir mit einem gewissen Schaudern; „wir müßten ja unter Leichen und Sterbenden schlafen; wir wollen nach Allaire gehen; dort habe ich Bekannte, die gute Christen sind und keine Cocarde auf ihren Hüten tragen; die werden uns schon bei sich aufnehmen. Die Schlacht ist nun vorüber, es wird nur noch gestohlen hier, da haben ehrliche Leute Nichts weiter zu suchen. Dort können wir auch erfahren, ob Roche-Bernard immer noch in den Händen der Royalisten ist."

Pierre's Vorschlag war gefährlich; allein der Anblick dieser Stadt voll Thränen und Trümmerhaufen schnürte mir das Herz zu, und ich nahm den Vorschlag an.

Glücklich erreichten wir Allaire und brachten die Nacht daselbst zu.

Tags darauf, am 26., erfuhr ich, daß der Posten vor Saint-Perraux, wo die Royalisten sich verschanzt hatten, aufgehoben worden sei. Drei Tage darnach wurde auch der von Aucquefort eingenommen, und nun konnten wir uns endlich mit Beysser vereinigen, welcher auf Roche-Bernard marschirte.

Ich stellte mich unter die Nationalgardisten von

Rennes, unter denen ich Benoiſt antraf, der mich erkannte und umarmte. Gegen Abend zeigte ſich der Feind in der Nähe der Stadt, ungefähr zwölfhundert Mann ſtark.

Mit großer Hitze ſtürzten wir uns ihm entgegen. Die Erinnerung an Sauveur ſchwebte Allen vor, unwillkürlich erklang ſein Name wie ein Racheſchrei durch unſere Reihen. Die Royaliſten hielten ſich kaum einige Minuten. Bis in die Stadt verfolgten wir ſie, wo Mehrere zu Gefangenen gemacht wurden.

Nachdem das Treffen beendigt, und die Stadt eingenommen war, nahmen mehrere der Nationalgardiſten, unter denen auch ich mich befand, einen langſameren Schritt an. Beyſſer hatte aber einen Theil der Truppen auf dem in der Nähe der Hallen befindlichen Marktplatz aufgeſtellt, als ich mit Pierre daſelbſt ankam. Es war ſchon völlig Nacht; allein man hatte zwei Feuer auf der Straße angezündet. Von allen Seiten brachte man Gefangene geführt, welche ſogleich unter das ſchon aufgeſtellte Bataillon vertheilt wurden.

Ich ſtand neben einem der Feuer und betrachtete mit einer gewiſſen Neugierde dieſe Unglücklichen, welche auf den Hüten ein Stück weiße Leinwand als Cocarde trugen, meiſtens noch bewaffnet waren, die Hände von Pulver geſchwärzt, als mit einem Male Pierre, welcher neben mir ſtand, aufſchrie.

„Sehen Sie, ſehen Sie!“ ſagte er zu mir, „die-

ſer da ... der von Soldaten geführt wird ... im bloßen Kopfe, mit rothen Haaren.“

„Nun! ...“

„Das iſt der Mörder! ... das iſt der Mörder! ...“

„Weſſen denn? ...“

„Der, welcher den Bürger Sauveur zu ſchlagen befahl ... der ihm den erſten und den letzten Schlag verſetzt hat ... O, ich erkenne ihn recht gut wieder, dieſen Satan, das iſt er!“

Indem er ſo mit lauter Stimme und zitternd vor Aufregung ſprach, ging er dem Gefangenen nach. Bald traten noch Mehrere herzu.

„Das iſt er, das iſt er,“ rief Pierre immer wieder.

„Das iſt der Mörder des Bürgers Sauveur,“ ſchrien die Uebrigen.

Der Mann mit den rothen Haaren, ſtatt gegen dieſe Beſchuldigungen ſich zu vertheidigen, gerieth in Verwirrung. Schon kamen Einige mit den Bajonetten auf ihn los, als Beyſſer, welcher den Zuſammenlauf geſehen hatte, herzugeſprengt kam.

In aller Kürze wurde er über den Hergang der Sache unterrichtet. Pierre beharrte mit Entſchiedenheit bei ſeiner Ausſage, und der Gefangene, darüber befragt, ſchwieg. „Er muß ſterben!“ rief man von allen Seiten.

„Er ſoll ſterben!“ ſagte Beyſſer; „aber wie ein Mörder. Laßt alle Einwohner herbeikommen, und die Offiziere mögen ſich zu einem Kriegsgericht verſammeln.“

Es verging ungefähr eine Stunde, bis der Befehl des Generals in Ausführung kam. Endlich umſtand eine ſchweigende Menge, mit bleichen, von Fackeln beleuchteten Geſichtern den Marktplatz. In ihrer Mitte ſtanden die Kanonen mit den Kanonieren, die brennende Lunte in der Hand; dicht daneben Beyſſer, ſeine Offiziere, der Gefangene und Pierre.

Beyſſer begann das Verhör. Ringsum herrſchte die tiefſte Stille, und jedes ſeiner Worte konnte gehört werden. Er ließ Pierre noch einmal ſeine Anklage ausſagen. Pierre gab genau Ort, Zeit und Umſtände an.

„Sind noch andere Zeugen gegenwärtig?“ fragte Beyſſer mit lauter Stimme.

Die Menge ſchwieg.

Drauf wandte er ſich wieder zu dem Angeklagten.

„Was haſt Du darauf zu erwidern?“ fragte er ihn.

Der Angeklagte ſchlug die Augen nieder und ſchwieg.

„So geſtehſt Du alſo die Wahrheit deſſen zu, was ſo eben gegen Dich ausgeſagt worden iſt?“

„Ja.“

Hierauf berieth ſich der General einen Augen-

blick mit ſeinen Generälen, dann hob er mit lauter Stimme an:

„Bürger von la Roche-Bernard, dieſer Mann iſt als ein Mörder zum Tode verurtheilt! So geſchehe denn, was Recht iſt.“

Zwei Soldaten traten aus den Reihen hervor. Der eine ging gerade auf den Verurtheilten zu, ergriff ihn bei ſeinen rothen Haaren und beugte ſeinen Kopf bis zu dem Bodenſtück einer Kanone nieder; hierauf näherte ſich der andere, man ſah ein geſchwungenes Beil erglänzen, und mit einem Hiebe fiel der Kopf herunter.

Nach geſchehener Hinrichtung zerſtreute ſich die Menge wieder.

Ich ging mit Pierre nach dem Hauſe des Bürgers Sauveur, wo ich ein Unterkommen finden ſollte, als wir mit einem Male in einem finſtern Gäßchen an einer Mauer ſich Etwas bewegen ſahen.

„Ein Royaliſt,“ rief der junge Bauer, auf die Seite ſpringend.

Ich trat einige Schritte zurück; noch ehe ich aber mein Gewehr geladen hatte, fiel ein Schuß, und ich ſank an der Schulter getroffen nieder.

Meine Wunde war gefährlich; zwei Monate ſchwebte ich zwiſchen Leben und Tod.

Gute Pflege und meine kräftige Conſtitution retteten mich endlich noch; allein das Fieber hatte meine

Kräfte ſo erſchöpft, daß ich einen Theil meiner Geneſungszeit in einer dumpfen Betäubung hinbrachte.

Nur undeutlich war ich mir des Lebens bewußt; ich handelte und dachte nur aus mechaniſcher Gewohnheit. Dieſe Schwäche mochte denen, welche um mich waren, wohl nur als Entkräftung erſcheinen; allein ich ſelbſt fühlte doch, daß ein Stillſtand meiner Geiſtesthätigkeit und Willenskraft eingetreten war.

Indeſſen wurde ich durch Ruhe und ſchöne, ſonnige Tage allmählich wieder hergeſtellt. Eines Tages hörte ich erzählen: Nantes iſt von der Vendéeiſchen Armee belagert.

Dieſe Worte machten einen eigenen Eindruck auf mich; mit einem Male fühlte ich meine Geiſteskraft in mir wieder erwachen.

„Was iſt das für eine Vendéeiſche Armee?“ fragte ich.

Pierre blickte mich verwundert an.

„Wie,“ ſagte er, „haſt Du es denn nicht gehört, Bürger? ſeit drei Monaten haben wir ja von nichts Anderm an Deinem Bette geſprochen ...“

„Ich habe Nichts gehört,“ antwortete ich; „ich erwache wie aus einem langen Schlafe. Es iſt mir wohl, als hätte ich geträumt, allein ich habe meine Träume wieder vergeſſen ...“

Pierre gerieth ganz außer ſich vor Verwunderung

und wollte das ganze Haus zuſammenrufen; ich hatte Mühe, ihn zurückzuhalten.

„Der Aufſtand in der Vendée hat alſo weiter um ſich gegriffen?“

„Und wie, Bürger! . . . ſo, daß die Räuber bereits vier große Armeen haben, mit Generälen, mit Reiterei, mit Kanonen, kurz mit Allem! . . . Breſſuire, Thouars, Parthenay, Ancenis, Saumur, Chollet, Mortagne, Angers haben ſie ſchon eingenommen und jetzt eben greifen ſie Nantes mit achtzigtauſend Mann an.“

„Und wie viel Patrioten ſind zur Vertheidigung daſelbſt?“

„Zehntauſend, wie man glaubt.“

„Und man hat keine Nachrichten weiter?“

„Keine. Geſtern ſagte man, Nantes wäre ſchon mitgenommen.“

„Dann iſt die Republik verloren!“ rief ich aus.

„Die Republik iſt gerettet!“ antwortete darauf die Stimme eines Greiſes, der eben hereintrat.

„Haben Sie Nachricht?“ rief Pierre.

„Die Belagerung von Nantes iſt aufgehoben; Cathelineau iſt getödtet worden, und die Räuber haben fünftauſend Todte zurückgelaſſen . . .“

„Iſt die Nachricht verbürgt?“ fragte ich.

„Wir haben ſie ſo eben durch einen Courier erhalten, der mit beim Treffen geweſen iſt . . . Er war mit

D'Sulivan bei Nort geweſen, als dieſer eben tödtlich verwundet wurde; als ſich theilnahmsvoll Alle um ihn herum gedrängt hatten, hatte er geſagt: — „Es iſt Nichts; ich ſterbe für das Vaterland; laßt mich hier liegen und rettet Eure Kanonen.“ — Dieſes Treffen bei Nort hat die Stadt gerettet, indem es die Plane der Vendéer vereitelt hat. Alle haben übrigens tapfer gefochten; achtzehn Stunden hat die Schlacht gewährt, und die Patrioten ſind Alle, wie mein Sohn, mit dem Rufe: Es lebe die Republik! geſtorben.“

Bei dieſen Worten richtete ich mich ſchnell empor und entdeckte mich ihm! . . . Ich erkannte meinen Wirth, den Bürger Sauveur!

XXX.

Madame Benoist.

Die Niederlage der Vendéer erhielt in den nächsten Tagen ihre Bestätigung. Zugleich erfuhr ich auch, daß die Unruhen im Nationalconvent während meiner Krankheit sich noch vermehrt hatten, in Folge deren sich eine Föderation der Bretagne und des Südens gegen die Bergpartei gebildet habe.

Benoist befand sich noch zu Roche-Bernard mit den Freiwilligen von Rennes, die daselbst als Garnison zurückgelassen worden waren. Er war durch Verschwägerung mit dem Bürger Sauveur verwandt und sah mich bei diesem fast täglich. Wir schwatzten mit einander ein wenig von der Vergangenheit, viel von der Gegenwart, nur selten von der Zukunft, an die man damals noch nicht zu denken wagte. Er hatte sich in Nichts geändert; er war noch immer derselbe mehr helle, als ausgebreitete Verstand; dasselbe mehr zuverlässige,

als hingebende Gemüth. Er hatte ſich mit einem Mädchen verheirathet, die ich früher einige Male geſehen hatte, und von der er ſtets mit einem gewiſſen gemeſſenen Ausdrucke von Liebe und Hochachtung ſprach. Die Trennung von Eliſen war damals ſein größter Kummer; er erhielt von ihr Briefe voll zärtlicher Empfindungen und richtiger Beurtheilungen der Zeitereigniſſe. Ich las ſie und war ebenſo erſtaunt darüber, als ich ſie bewunderte; es gereichte mir daher zu einer wahren Freude, zu hören, daß ſie die Trennung nicht länger ertragen könne und in einigen Tagen nach Roche-Bernard kommen werde.

Benoiſt war außer ſich vor Freude, als er mir dieſe Nachricht brachte; nicht im Entfernteſten hätte er daran gedacht, daß ſie nur von ſo kurzer Dauer ſein würde. Noch denſelben Abend wurde er vor die Adminiſtration berufen und erhielt einen Auftrag, der ihn nöthigte, plötzlich in das Departement Finiſtère abzureiſen. Von Roſternen aus erhielt ich ein Billet von ihm, worin er Madame Benoiſt meiner Fürſorge empfahl.

Dieſe kam den Tag darauf mit Tagesanbruch an; ich empfing ſie. Nicht ohne einige Verlegenheit ſetzte ich ſie von der Abreiſe ihres Mannes in Kenntniß. Sie erſchrak und vermochte ihre Betrübniß nicht zu verbergen.

„Hat denn das Bataillon Roche-Bernard wieder verlaſſen?“ fragte ſie.

„Ich antwortete ihr, daß Benoiſt allein in einem beſonderen Auftrage abgereiſt ſei.“

„Aber er war ja nicht gezwungen, dieſen Auftrag anzunehmen,“ entgegnete ſie mir; „er iſt ja nur Volontair ... er wußte, daß ich komme ... warum hat er mich nicht erwartet? ...“

Ihre Stimme war bewegt bei dieſen Worten; man ſah, wie die Vereitelung einer großen Freude, die ſie ſich erwartet hatte, ihr Herz tief ergriff. Ich ſuchte Benoiſt zu entſchuldigen und gab ihr den Brief zu leſen, den er mir von Roſternen aus geſchrieben hatte.

Die junge Frau überlas ihn zweimal langſam, ſuchte ihren Verdruß zu bemeiſtern und ſagte: „Ich habe ihm Unrecht gethan, er hat ſeine Schuldigkeit gethan, wie immer; ich werde hier ſeine Rückkehr erwarten.“ Sie entſchuldigte ſich bei mir wegen ihrer erſten Aeußerungen der Unzufriedenheit und wünſchte ihren Verwandten, den Bürger Sauveur, zu ſehen: man meldete es dieſem. Ich wollte mich entfernen, allein der Alte hielt mich zurück.

„Vergiſſeſt Du, daß Benoiſt Dich zu ſeinem Bevollmächtigten bei der Bürgerin ernannt hat?“ ſagte er lächelnd; „hat er Dir nicht den Auftrag ertheilt, ſie zu zerſtreuen und für ihre Bedürfniſſe zu ſorgen?“

Ich verbeugte mich und erklärte, daß ein ſolcher

Auftrag ſehr ehrenvoll für mich ſei, daß ich aber zu wenig Anſprüche darauf machen zu dürfen glaube, denſelben vollſtändig zu erfüllen.

„Wie ſo! haſt Du denn meine Couſine nicht ſchon früher gekannt?“

„Zu wenig, als daß die Bürgerin ſich deſſen erinnern wird.“

„Sie irren ſich,“ ſagte Madame Benoiſt mit Anmuth, „ich habe die Bälle noch nicht vergeſſen, wo Sie mit mir getanzt haben, und eben ſo wenig die ſchönen bretagniſchen Arien, die ſie ſo muſterhaft ſangen. Iſt es übrigens nicht ſchon genug, Jemanden in ſeiner Jugend gekannt zu haben, um ihn ſpäter, wenn uns das Schickſal wieder mit ihm zuſammenführt, als alten Bekannten zu behandeln? Es iſt gerade ſo, als fände man in einem fremden Lande einen Landsmann, deſſen Anblick allein ſchon uns an die theure Ferne erinnert.“

„Ich bin alſo angenommen?“ ſagte ich lächelnd.

„Haben Sie mir denn nicht Ihr Beglaubigungsſchreiben ſchon überreicht?“ antwortete ſie, auf Benoiſt's Billet zeigend.

Wir reichten uns einander die Hand, und von dieſem Augenblicke an behandelte ſie mich wie einen alten guten Bekannten.

Die Bürgerin Benoiſt mochte ungefähr dreißig Jahr alt ſein. Ihre urſprüngliche Schönheit war durch eine übermäßige Stärke verhüllt, ohne völlig verwiſcht

worden zu ſein. Es bedurfte daher auch einer genauern Beobachtung, um unter dieſen wuchernden Fleiſchmaſſen und verſchwimmenden Formen den Ausdruck unbeugſamer Willenskraft zu erkennen. Ebenſo, wie ihre Züge, offenbarten ſich auch ihre geiſtigen Eigenſchaften nicht ſogleich. Madame Benoiſt bewies ihre Seelengröße, ohne daß man es ſogleich gewahr wurde, ebenſo wie ſie ſchön war, ohne die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Sie war ſo einfach in ihrem Edelſinn, daß er gewöhnlich erſcheinen konnte. Ebenſo verbarg ſich ihre Kraft faſt ganz unter einer Hülle von Sanftmuth und Herzensgüte; man errieth ſie nur durch die Größe ihrer Wirkungen, nie durch die Härte ihrer Anwendung.

Der Einfluß, welchen Benoiſt unter den Patrioten von Rennes erlangt hatte, überraſchte mich anfänglich. Seine Sache war es nie geweſen, den erſten Anſtoß zu irgend Etwas zu geben; er ſchien mehr geſchaffen, Befehle zu vollziehen, als zu geben; aber die nähere Bekanntſchaft mit der Bürgerin Benoiſt erklärte mir das Geheimniß des Vertrauens, welches man in die Energie ihres Mannes ſetzte. Sie war die Egerie, unter deren Eingebungen er handelte, von der ihm ſeine Kraft und ſeine Weisheit kam.

Er wußte das auch (wie ich ſpäter wahrnahm), jedoch ohne ſich deshalb gedemüthigt zu fühlen. Das Zuſammenwirken dieſer beiden Naturen hatte durchaus nichts Gewaltſames; ſo verſchieden ſie auch waren, ſo

dachten doch Beide edel genug, ſie, um ihre Ueberlegenheit nicht fühlen zu laſſen, und er, um ſie weislich zu benutzen.

Der hohe Grad von Schwäche, den meine Krankheit zurückgelaſſen hatte, geſtattete mir nicht, mich wieder auf den Marſch zu begeben; ich hatte daher Gelegenheit, Madame Benoiſt noch beſſer kennen und ſchätzen zu lernen. Wir verbrachten den größten Theil des Tages mit Unterhaltung oder mit Leſen, woran der Bürger Sauveur und einige Freunde Theil nahmen.

Wir kamen in dem Zimmer der jungen Frau zuſammen, welches, wie faſt alle zu dieſer Zeit, mehr dem Innern eines Zeltes, als einem häuslichen Heerde glich. Zu Füßen einer eichenen Bettſtelle hing eine vollſtändige Soldatenmontur; ſie gehörte Benoiſt; auf einem Leuchterſtuhle von maſſivem Acajou-Holz lagen ein Commißbrod und einige Früchte; ein großer Tiſch von Tannenholz war mit Büchern und zerſtreut umherliegenden Journalen, untermengt mit einigen Frauenarbeiten, bedeckt.

Das Durcheinander aller dieſer verſchiedenartigen Gegenſtände hatte etwas eigenthümlich Charakteriſtiſches. Nicht ein Zufall oder die vorherrſchenden Neigungen der Wirthsleute hatten ſie hier vereinigt; man würde ſie eben auch an jedem andern Orte gefunden haben. Waffen, Brod und Zeitungen! darin lag der Ausdruck der ganzen damaligen Zeit.

Der Bürger Sauveur hatte ſich alle ſeit 1786 erſchienenen politiſchen Broſchüren aufgehoben, und es gewährte uns viel Vergnügen, dieſe intereſſante Sammlung zu durchblättern. Wie vielerlei Ideen waren nicht ſeit zehn Jahren öffentlich ausgeſprochen, wie vielerlei Fragen in Anregung gebracht, was für Sophismen vertheidigt und dann wieder vergeſſen worden! . . . Madame Benoiſt kam eines Tages zu mir, als ich eben in die Lectüre eines Werkchens vertieft war, das ich in einem der oberſten Fächer der Bibliothek, verſteckt hinter andern Büchern, entdeckt hatte.

„Was haben Sie da?“ fragte ſie mich.

„Die Petition der franzöſiſchen Frauen an die Verſammlung der Notablen.“

„Wahrſcheinlich ihre Zulaſſung zu der allgemeinen Ständeverſammlung betreffend, nicht wahr?“

„Allerdings. Mich wundert es, daß ſie ihr Geſuch nicht beim Nationalconvent erneuert haben, da doch dieſer bei jeder Gelegenheit die Lehren der Gleichheit verkündigt hat, zumal da die Unterzeichnerinnen ihr Recht mit gewichtigen Gründen unterſtützen.“

„Mit welchen denn?“

„Erſtens mit ihrer Zahl; ſodann mit ihrem Einfluß auf alle Männer, vom Depoſitar der Pfründenliſte an bis zu den Räthen; ihre Erfolge zum Nachtheile der Feinde der Nation (ſo heißt es wirklich im Geſuche); die Vortheile, welche ſie dem Handel durch

den Wechsel der Moden gewähren; endlich ihre Sanftmuth, mit der sie Alles zu vermitteln und auszusöhnen vermögen.“

„Verlangten sie nicht auch noch, daß jede Frau oder jedes Mädchen von funfzehn Jahren Wählerin sein könnte?“

„Und daß jede Frau oder jedes Mädchen, die dem Staate einen Bürger gegeben habe, wählbar sei! Nur das erklären die Unterzeichnerinnen noch, in Betracht der Geschwätzigkeit der weiblichen Deputirten, daß es ihnen nicht erlaubt werde, anders als in einsylbigen Worten zu sprechen.“

Madame Benoist lachte, dann zuckte sie mit den Achseln.

„Wenn die Weiber Männer werden wollen,“ sagte sie, „müssen sie sich nicht an die Versammlung der Notabeln, sondern an Gott wenden. Für uns liegt der Fortschritt nicht in der Aneignung neuer Pflichten, sondern in der vollkommneren Erfüllung derer, welche wir schon haben; die Gleichheit, auf welcher die Gegenseitigkeit der beiden Geschlechter beruhen soll, ist nicht die der Berufsstimmungen, sondern die des Nutzens, den jedes in seiner Sphäre stiftet.“

Dies sagte Madame Benoist zu mir im Jahre 1797! Wie oft habe ich neuerdings mir ihre Worte

wieder in's Gedächtniß gerufen und in Gedanken wiederholt, wenn ich die neuen, verbeſſerten und vermehrten Ausgaben der Petition der franzöſiſchen Frauen an die Verſammlung der Notabeln las!

XXII.

Föderalismus. — Die Girondiſten und der Berg.

Der Krieg in der Vendée war nicht die einzige Verlegenheit der Republik. Wie ſchon erwähnt, hatte die Proſcription der Girondiſten die Patrioten des Südens, der Normandie und der Bretagne zu einer Auflehnung gegen den Nationalconvent getrieben. Die föderirten Freiwilligen der beiden letzteren Provinzen hatten ihren Sammelpunkt zu Caen, wo Buzot, Barbaroux, Gorſas, Louvet, Pétion und mehrere andere Proſcribirte ſich aufhielten. Ein inſurrectioneller Ausſchuß ward gebildet. Der Royaliſt Wimpfen übernahm das Commando der Truppen und wählte zu ſeinen Stellvertreter jenen de Puyſair, der ſo verderblich Allen denen wurde, denen er hätte dienen ſollen, und der ſpäter, durch Unfähigkeit oder Verrath, Schuld an dem Mißlingen der Expedition von Quiberon war.

Wimpfen hatte ihm die erſte Operation der föderirten Armee übertragen, indem er ihm Vernon anzugreifen befahl.

„Um den Feind zu überrumpeln," ſagt Louvet in ſeinen Memoiren, „rückte er am hellen Tage aus, ließ ſeine Truppen bei der größten Hitze und unter dem Lärm der Trommeln marſchiren, ließ ſie dann, die zum größten Theil noch nie in ihrem Leben campirt hatten und keine Zelte mit ſich führten, eine ganze Nacht unter freiem Himmel zubringen. Den nächſtfolgenden Tag verbrachte er mit dem Angriffe eines kleinen Schloſſes, das einzunehmen, er die Ehre hatte; endlich, als der Feind hinlänglich von Allem unterrichtet ſein konnte, ließ er, um dieſen noch mehr Vortheile zu gewähren, eine Stunde von Vernon Halt machen, ſtellte ſeine Kanonen eine nach der andern längs einer Mauer auf, ließ ſeine kleine Armee in der Unordnung, in der ſie ſchon war, ſtellte nicht einmal Wachtpoſten aus und begab ſich in das eine halbe Stunde von da entfernte Nachtquartier. Eine Stunde darauf erſchienen plötzlich einige hundert Mann, welche drei Kartätſchenladungen auf die Unſrigen abfeuerten; die Soldaten, welche nicht wußten, woran ſie waren und ſich vergebens nach ihrem Anführer umſahen, geriethen alsbald in Unordnung und flohen ſo eiligſt davon, daß ohne die Braven von Ile-et-Vilaine, welche ſich tapfer hielten, nicht eine einzige Kanone gerettet worden wäre. Der Feind verfolgte ſeinen leichten Sieg kaum dreißig Schritte weit. Demungeachtet erklärte aber Herr de Puyſair, den die Adminiſtration des Departements der Eure beſchwor, zu blei-

ben, daß Evreux nicht zu halten ſei, und wirklich zog er ſich den darauf folgenden Tag ſechzehn Stunden weit zurück und ließ, ohne einen Schwertſtreich verſucht zu haben, ein ganzes Departement im Stich.“

Auf gleiche Weiſe wurden auch die andern Operationen ausgeführt. Die föderirten Freiwilligen zerſtreuten ſich und den Girondiſten blieb endlich Nichts übrig, als ihr Heil in der Flucht zu ſuchen.

Während dieſe Ereigniſſe ſtattfanden, war meine Wunde vollſtändig geheilt; ich war eben im Begriff, nach Quimper abzureiſen, wohin mich dringende Geſchäfte riefen, als der Bürger Benoiſt zurückkehrte.

Man kann ſich die Freude ſeiner Frau denken. Er war durch das Departement Finiſtère gekommen und verſicherte mir, daß die Wege frei ſeien; wir blieben noch einen Theil der Nacht beiſammen und unterhielten uns von den ſchlechten Erfolgen der Föderation, welche damals der Gegenſtand des allgemeinen Tagesgeſprächs waren.

„Ich habe es vorausgeſehen,“ ſagte Madame Benoiſt; „Vergniaud und ſeine Freunde haben nie in entſcheidenden Augenblicken zu handeln gewußt; es fehlt ihnen der praktiſche Sinn. Sie ergießen ſich in poetiſchen Reden und verlieren darüber die Zeit, wo ſie ſich tapfer und thatkräftig zeigen ſollten. Nichts entgeht ihrem ſcharfen Verſtande, aber ſie bringen Nichts von dem, was ſie erkannt haben, zur Ausführung. Hierzu

kommt noch das größte Uebel, was eine Partei treffen kann, zu viel hervorragende Geister und gleichbegabte Talente. Wie soll ein Anführer gefunden werden, wenn Alle Genie haben? Es ist eine Armee ohne Soldaten. Jeder leitet den Kampf auf seine eigene Weise, es fehlt die Einigkeit und mithin die Stärke. Diese Leute, welche die Revolution in ihren Anfängen förderten, sind ihr jetzt durch den Glanz ihrer Persönlichkeiten nur hinderlich, und ihre Bestimmung scheint nur noch die eines ruhmvollen Todes zu sein."

„Sollte sie aber das Gelingen nicht vielleicht geändert haben?" wandte ich ein. „Die Parteien sind immer unfähig, sobald sie schwach sind, und schwer ist es, Principien aufrecht zu erhalten in einer Stellung, die sich nur durch Auswege behaupten läßt. Vielleicht ist der größte Fehler der Girondisten der, daß sie nicht siegen konnten."

„Dann wäre dieser Fehler auch noch unverbesserlich," entgegnete Madame Benoist, „denn jetzt zumal haben die Besiegten allemal Unrecht. Die erste Sorge der Republik muß jetzt sein, den Bürgerkrieg zu unterdrücken. Unterliegt dabei der Gute, so muß man ihn vor der Hand lieber liegen lassen, als den Kampf von Neuem beginnen. Für uns handelt es sich zunächst darum, daß wir aufhören, Engländer oder Oestreicher zu sein; nachher mögen wir uns darum bekümmern, einem Jeden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

„Nach Deiner Meinung alſo,“ fragte Benoiſt, „dürfte kein ächter Patriot jetzt Etwas zu Gunſten der Girondiſten thun?“

„Nichts, um ſie in ihren Plänen einer departementalen Inſurrection zu begünſtigen, Alles, um ſie zu retten.“

„Wer weiß, ob ſie nicht ſchon in der Gewalt ihrer Feinde ſind!“ ſagte ich.

„Nein,“ antwortete Benoiſt halblaut.

Seine Frau erſchrak.

„Woher weiſt Du das?“

„Ich habe ſie geſehen.“

„Du?“

„In Quimper.“

„Und ſie ſind in Sicherheit?“

„So hoffe ich wenigſtens.“

Wir rückten näher zuſammen, und er erzählte uns nun halblaut, wie die proſcribirten Deputirten, als finiſtèrriſche Freiwillige verkleidet, ihren Weg nach Cornouaille genommen, und was ſie Alles während dieſer langen Flucht zu erleiden gehabt hätten. In Roſternan wollte ſie die Nationalgarde feſtnehmen, nur durch ihre Entſchloſſenheit und Geiſtesgegenwart hatten ſie ſich gerettet; nun waren ſie aber genöthigt geweſen, Seitenwege einzuſchlagen, die Dörfer zu umgehen, Hunger zu leiden, bei Tage in Gräben zu ſchlafen, des Nachts mit wunden Füßen über Moräſte, durch Gebüſche und

Hohlwege zu gehen. Cuſſy, welcher an der Gicht litt, blieb unter einem Geſträuche liegen, und erklärte, lieber hier ſterben zu wollen, als noch eine Meile weiter zu gehen. Man hatte ihn mit Gewalt fortnehmen müſſen. Halb todt waren ſie bis einige Stunden vor Quimper gekommen, als ſie der Bürger Clement de la Hubaudière, der ſie aufgeſucht hatte, antraf. Von ihm wurden ſie zunächſt zu einem Bauer gebracht, wo ſie ihren Hunger ſtillen konnten, ſodann nach Grand-Ergué zu dem conſtitutionellen Pfarrer Loëdan, der ſie eine Nacht bei ſich beherbergte, und ſo gelangten ſie endlich nach Quimper, wo ſie von ihren Freunden empfangen und auf's ſorgfältigſte gepflegt wurden.

„Und Du haſt ſie geſehen?“ fragte ich Benoiſt.

„Ja,“ antwortete er; „Duchâtel, Salles, Cuſſy, der Generaladjutant Bois-Guyon und Girey-Dupré, der ehemalige Redacteur des Patriote Français ſind bei Kervélégan; Pétion und Guadet bei dem öffentlichen Ankläger Roujoux; Riouffe, Barbaroux und deſſen Mutter bei Herrn de la Hubaudière; Buzot bei Daniel Coloë. Louvet hält ſich in einem einſamen Hauſe bei Penhars verborgen, welches ſeine Frau gemiethet hat. Als ich abreiſte, wußte noch Niemand Etwas von ihrer Anweſenheit in Quimper; aber Guermeur hält ſich dort auf, und jeden Augenblick fürchte ich zu hören, daß ſie entdeckt ſind.“

„Ich kann Dir Nachricht von ihnen geben,“ ſagte ich.

„Wie ſo?“

„Morgen reiſe ich nach Quimper.“

„Und Du willſt ſie beſuchen?“

„Wenn Du mir dazu behülflich ſein willſt?“

„Sogleich.“

Er ging an ſein Bureau, gab mir einen Brief an den Bürger de la Hubaudière und ſchrieb einige Zeilen an Duchâtel, den er genauer, als die Uebrigen kannte.

So reiſte ich denn ab, feſt entſchloſſen, mich nach dem Schickſal der Flüchtlinge zu erkundigen und, wenn irgend möglich, ſie auch zu ſehen.

XIV.

Ein bretagniſches Gaſthaus. — Leblanc, Kerru und Julliard.

Das Erſte, was ich nach meiner Ankunft that, war, mich beim Bürger Clément de la Hubaudière zu melden; er war abweſend. Ich übergab den Brief Benoiſt's ſeiner Mutter, hinterließ meine Adreſſe und beſorgte, bis er wieder zurückgekehrt ſein würde, die Geſchäfte, wegen welcher ich nach Cornouaille gereiſt war.

Zum Unglück war das Decret, welches die Mitglieder der Adminiſtration des Departements Finiſtèrre in Anklageſtand verſetzte, ſchon bekannt geworden; überall fand ich die Leute entweder betroffen oder triumphirend, und die Meiſten von denen, an welche ich mich perſönlich wenden wollte, baten mich, ſpäter wiederzukommen.

Bei dieſer gezwungenen Unthätigkeit verbrachte ich einen großen Theil meiner Zeit im Gaſthauſe; nun muß man aber wiſſen, daß damals die beſten Gaſthäu-

ſer, beſonders in der Bretagne, Nichts waren, als gewöhnliche Schenken, in denen mit Mühe ein Bett und Platz für ein Pferd zu erlangen war. Es fehlte an Allem, vom Waſchbecken an bis zum Suppenlöffel. Man mußte ſeine eigene Bürſte, ſeinen eigenen Stiefelknecht, ſein eigenes Taſchenmeſſer bei ſich führen. Servirt wurde in Zinn oder braunem Steingut, auf einem Tiſchtuche von grober Leinwand; das Brod war ſchwarz, der Wein nicht zugeſtöpſelt, und der Wirth nahm mitten unter ſeinen Gäſten Platz.

In jedem Zimmer ſtanden vier bis fünf Betten mit Vorhängen von Sarſche; wer zuerſt kam, ſuchte ſich das beſte aus, die zuletzt Kommenden mußten auf einer harten Matratze ſchlafen, dem Zugwinde ausgeſetzt, der durch die Thüre oder die Fenſter hereinblies, welche ſelten feſt ſchloſſen. Reiſende aller Art ſchliefen hier bunt durcheinander und hatten Alle zuſammen nur einen Tiſch ohne Schubkaſten, ein Handtuch und ein Harzlicht, welches der Wirth ſtets ſelbſt auslöſchte.

Und doch, ſoll ich es geſtehen, hatte dieſes gezwungene Zuſammenleben bei allen ſeinen Unannehmlichkeiten doch auch manche kleine Vortheile, die ich ſpäter noch manchmal vermißt habe. Der Mangel aller Bequemlichkeiten nöthigte die Schlafgenoſſen, ſich gegenſeitig auszuhelfen. Da Nichts für Geld zu haben war, ſo mußte man ſich Alles als eine Gefälligkeit erbitten, und ſo ſtellte ſich zwiſchen Allen eine gewiſſe

dienſtfertige Wohlwollenheit her, die allerdings nur durch die Noth geboten ſein mochte, aber doch etwas Angenehmes hatte. Das Leben im Gaſthauſe unterſchied ſich daher damals weniger als jetzt von dem in einer Familie. Es fand ein wirkliches Zuſammenleben mit den Leuten ſtatt, die man daſelbſt traf; man konnte doch mit dieſen uns zufällig zugeführten Geſellſchaftern ſprechen und ſchätzte ſich bei dem läſtigen, das Gemüth verſtimmenden Aufenthalte in dem Gaſthauſe glücklich, zu dieſem Troſte ſeine Zuflucht nehmen zu können.

Alle Meinungsverſchiedenheiten, alle Charaktere und alle Vorurtheile fand man hier repräſentirt und die entgegengeſetzteſten Individualitäten kamen in Berührung miteinander; eine Muſterkarte aller Arten von Menſchen war hier anzutreffen, von denen immer eine Probe nach der andern zum Vorſchein kam.

Das Gaſthaus zu Quimper, wo ich abgeſtiegen, war eins der beſuchteſten und ich fand es bei meiner Ankunft ſehr zahlreich beſetzt. Unglücklicherweiſe gehörten aber alle die Fremden, welche daſelbſt eingekehrt waren, jenem unächten Schlage an, die wie das kleine Geld ohne Gepräge und Werth in der Welt courſiren. Soviel ich mich erinnere, waren es ein Zollbeamter, ein Einnehmer, ein Holzhändler von Quimperlé, und ein Bürger einer kleinen Stadt, der in Angelegenheit einer Erbſchaftsantretung gereiſt war.

Nur drei feſſelten durch ausdrucksvollere Geſichtszüge meine Aufmerkſamkeit.

Der erſte, Claude Kerru mit Namen, war ein Bauer aus Pont-L'Abbé, der, nachdem er, wie faſt alle Söhne wohlhabender Bauern, für den geiſtlichen Stand beſtimmt worden war, wieder in den weltlichen Stand zurückgetreten war, um die Schafhüterin ſeines Vaters zu heirathen. Er gab ſich das Anſehen eines Materialiſten und Atheiſten, was ihn aber nicht hinderte, ſich vor der Hölle zu fürchten. Uebrigens galt er für den pünktlichſten Beſucher des Clubs und für den eifrigſten Leſer des Journals Héberts, mit deſſen Anſichten er, wie er ſagte, ganz übereinſtimmte. Zum Unglück verrieth ſich aber aller Augenblicke ſein angeborener Rechtlichkeitsſinn und widerſprach den Anſichten, zu denen er ſich bekannte. Wiederholt ſagte er mit dem Pater Duchesne, daß die Guillotine das wahre Fußgeſtell der Freiheit ſei; allein er würde den größten Umweg nicht geſcheut haben, um ihr da, wo ſie aufgerichtet werden ſollte, aus dem Wege zu gehen. Er war jenen Schulknaben zu vergleichen, die ſich einbilden, Roué's zu ſein und die Grundſätze der Liaisons dangereuses im Munde führen, aber erröthen, wenn ſie das Kammermädchen ihrer Mutter nur erblickt. Uebrigens meinte er es aufrichtig und war feſt überzeugt, Robespierre werde das goldene Zeitalter in Frankreich herſtellen. Dabei war es ein wahres Vergnügen, ihm zuzu-

hören, wie er mitten unter revolutionairen Einfällen ſeine abergläubiſchen bretagniſchen Anſichten vorbrachte und die Marat'ſche Proſa in bäuerliches Gewand hüllte.

Sein beſtändiger Antagoniſt war ein junger Mann, Namens Leblanc, ein Negociant aus Bordeaux, wie er vorgab, der mir aber, nach ſeinen Reden und ſeinem Benehmen zu ſchließen, vielmehr ein föderaliſtiſcher Agent zu ſein ſchien, der in die Bretagne gekommen war, um eine neue Schilderhebung gegen die Jacobiner vorzubereiten. Er war ein Mann von originellem Geiſte, von großer Keckheit und jener überfließenden Beredtſamkeit, welche das Erbtheil aller Franzoſen des Südens zu ſein ſcheint.

Jeden Abend kam es zu lebhaften Discuſſionen zwiſchen Claude Kerru und ihm, zum größten Aerger des Stubengenoſſens Beider, Julliards. Dieſer war ein alter Junggeſelle, der ſich aus Liebe zur Ruhe nicht verheirathet hatte und bei der geringfügigſten Zwiſtigkeit in Schrecken gerieth. Während ſeines ganzen Lebens hatte er nur die Rolle eines Vermittlers geſpielt, wodurch er ſich Alle zufrieden gemacht und es dahin gebracht hatte, daß man ihn für einen einfältigen Menſchen hielt. Der wahre Grund war aber, daß, weil er nie einerlei Meinung mit der aller andern Leute hatte, er ſich endlich vorgenommen hatte, gar keine Meinung mehr zu haben, in der Hoffnung, dadurch jedem Anſtoße auszuweichen; aber die Leidenſchaften der Men-

ſchen verlangen Unterſtützung und Beiſtimmung; ſind ſie einmal angeregt, dann gilt ihnen Alles, was nicht für ſie iſt, als feindſelig. Auf dieſe Art wurde Julliard von aller Welt für einen Gegner gehalten und der Heuchelei und Kälte beſchuldigt; Anklagen, die ihm unter den damaligen Umſtänden leicht den Untergang bereiten konnten. Er wußte das recht gut; allein es war ihm einmal zur Gewohnheit geworden, und er wäre lieber geſtorben, als daß er ſich für eine von zwei entgegengeſetzten Meinungen entſchieden hätte. Er dachte nur an eine Verſchmelzung der Parteien, dieſer „Traum der ehrlichen Leute“, wie ſich damals die Friedliebenden ausdrückten, die hinter ihren Fenſtern die Unſchuldigen nach dem Schaffot gehen ſahen, und gern hätte er dem Henker und ſeinen Opfern zugerufen, wie eine gewiſſe berühmte Perſon in unſerer Zeit: „Umarmt Euch und nun laßt Alles gut ſein!“

Man kann ſich denken, wie die fortwährenden Meinungsſtreitigkeiten zwiſchen Kerru und Leblanc einen ſolchen Zuhörer beunruhigen mußten. Mit großem Intereſſe beobachtete ich, wie ſich dabei dieſe drei verſchiedenen Charaktere in ihren Eigenthümlichkeiten zeigten, und dieſes Studium machte mir den Aufenthalt im Gaſthauſe noch einigermaßen erträglich.

Eines Nachmittags hörte ich Leblanc und Kerru noch lebhafter als gewöhnlich miteinander ſprechen; die Discuſſion mochte, nach der Hitze zu urtheilen, mit der ſie

geführt wurde, ſchon lange gewährt haben und wurde immer heftiger und heftiger, trotz der Bemühungen Julliards; aus Neugierde ging ich auch in das Nebenzimmer.

„Ja," rief Kerru, „Frankreich muß montagnardiſirt werden! Nieder mit allen Agioteurs, Aufkäufern und Lärmbläſern! Wer nicht für uns iſt, der iſt wider uns, wie ſchon Jeſus geſagt hat. Krieg den Fanatikern, den Tyrannen und den Muscadins (ſüßen Herrchen)!"

„Wofern nämlich die Muscadins, die Fanatiker und die Tyrannen keine Jacobiner ſind, nicht wahr?" entgegnete Leblanc; „denn im Grunde fängt auch die Freiheit ſchon an beſchwerlich zu werden, auch ſoliden Republikanern. Das Volk langweilt ſich jetzt, wie ein Bedienter ohne Condition; es hat in einem Anfall übler Laune ſeinen König getödtet; nun braucht es aber einen neuen Herrn, und gleich iſt auch der Dictator Robespierre da."

„Verläumdung!"

„Als wir Capet des Verraths an der Nation beſchuldigten, gab es auch Leute, welche ſchrien: Verläumdung!"

„Robespierre ſteht rein da; er iſt der Freund, der Teſtamentsvollſtrecker Marat's, aus dem ihr einen Heiligen gemacht habt dadurch, daß ihr ihn gemordet habt."

Leblanc nahm mit komiſch-frommer Geberde ſeinen Hut ab und ſagte:

„Heiliger Marat, erhöre gnädig unſere Bitte, und laß in das Paradies eingehen alle die, welche Dir gleichen.“

„Siehſt Du,“ rief Kerru, „Du wünſcheſt alſo den Tod der beſten Patrioten; Du biſt ein Föderaliſt.“

„Das iſt wahr.“

„Das heißt ſoviel als ein Royaliſt.“

„Die Worte reimen ſich, Grund genug für einen Jacobiner.“

„Spaße nicht; ein Anderer würde Dich nicht ſo ſo geduldig anhören, wie ich; erinnere Dich, wie es ſo eben den Adminiſtratoren des Departements ergangen iſt.“

„Ich weiß, daß der Nationalconvent ihren Tod verlangt, und er wird es durchſetzen.“

„Ich hoffe, es wird ſich noch Alles ausgleichen,“ fiel Julliard ein, der bisher ſich vergeblich bemüht hatte, die Discuſſion zu unterbrechen.

„Nein,“ entgegnete Leblanc, „denn Guermeur iſt hier, und er muß die beſtrafen, welche ihn im Jahre 92 als einen Verläumder und Feind der öffentlichen Ruhe verhaften ließen. Um drei Monate Gefängniß eines wüthenden Narren zu rächen, müſſen zwanzig edle Häupter fallen.“

„Du vergißeſt, erwiederte Kerru, „daß ſie Verrä-

thern angehören, welche Breſt den politiſchen Ketzern haben überliefern wollen.“

Leblanc zuckte mit den Achſeln.

„Ja,“ ſagte er bitter, „ich vergeſſe, daß man keine Lüge für zu abſurd hielt, wenn es darauf ankommt, Beſiegte zu verurtheilen; ich vergeſſe, daß ſie ſchuldig ſein müſſen, blos deshalb, weil ſie angeklagt ſind, und daß man auch nicht einmal nach der Möglichkeit eines Verbrechens fragt, ſobald man es nur für ausgemacht hielt.“

„Im Voraus läßt ſich darüber gar Nichts entſcheiden,“ erlaubte ſich Julliard dagegen zu bemerken; „die Richter werden ohne Zweifel die Wahrheit an den Tag bringen.“

„Wo ſind denn aber Richter?“ rief Leblanc; „überall ſehe ich nur entweder Feiglinge, die mit dem Blute Anderer ihre eigne Sicherheit erkaufen, oder Unmenſchen, die es fließen laſſen, um ſich daran zu weiden! Die Bergpartei hat die Nation demoraliſirt. Sie hat ihr gelehrt, mit Köpfen zu ſpielen und mit Leichen zu manövriren. Die Beſtimmung und das Bedürfniß der Menſchen iſt, Alle für einander zu leben; jede Zerſtörung ſollte uns mit Abſcheu erfüllen; allein wir haben unſerer Natur Gewalt angethan; jetzt finden wir Wohlgefallen am Morden, oder bleiben wenigſtens gleichgültig dabei. Wir können ein Weſen vor uns ſehen, welches Augen hat, wie wir, welches ſpricht, geht und ſieht,

wie wir, und es kalt erwürgen laſſen, wie man eine Uhr auseinander nehmen ſieht; kaum nimmt man ſich noch die Mühe, ſich vor den Blutflecken in Acht zu nehmen. Wir, die wir geſchaffen ſind, auf dieſer Erde das Leben zu unterhalten, wie die Veſtalinnen das heilige Feuer, haben dem Tode einen Altar errichtet; wir ſind zu einer Nation wilder Thiere geworden, welche tödtet, auch ohne Hunger zu haben!“

„Du beleidigſt das ſouveräne Volk,“ rief Kerru erbittert.

„Ich kann die Tyrannei in Holzpantoffeln ebenſo wenig leiden, wie die Tyrannei in Escarpins,“ entgegnete barſch der Bordeauxer.

„Ich bitte Euch, Bürger,“ fiel Julliard ein, indem er ſich zwiſchen beide Streiter ſtellte; „wozu dieſer Streit?... Ihr habt Beide Recht...“

Mit einem Male kehrten ſich Beide, wie zwei verwundete Eber, gegen Julliard.

„Ha! Du billigſt alſo auch den Mord in den Gefängniſſen?“ rief Leblanc entrüſtet.

„Du wünſcheſt alſo die Föderation?“ brüllte Kerru wüthend.

„Alſo ein Jacobiner biſt Du.“

„Du biſt ein Feuillantiſt.“

„Dann ſollteſt Du ſo gut, wie die Andern, eine Wohnung in Charenton erhalten.“

„Dann verdienſt Du die Guillotine.“

Julliard ſprang entſetzt zurück.

„Bürger ... Bürger ...“ ſtammelte er ... „Ich habe ja nicht geſagt ... ich meine nicht ... Ihr werdet mich doch nicht ins Unglück ſtürzen wollen ...“

Leblanc blickte ihn an und lachte laut auf.

„Gott verzeihe mir's, wir haben unſern armen pax Domini zu fürchten gemacht,“ ſagte er; „Ihr habt ihn ſo erſchreckt, Bürger Kerru, mit Euern Höflichkeiten eines Cannibalen; bedenkt doch, daß Julliard friedliche Anſichten hegt.“

„Ich habe gar keine Anſichten,“ rief lebhaft der alte Junggeſelle.

„Nein doch, nein, mein vorſichtiger Kamerad, ich vergeſſe immer, daß Du Dein Hirn leer ausgeräumt haſt, damit man ja nichts Verdächtiges darin vorfinden kann.“

Dabei klopfte er ihm lächelnd auf die Schulter und fuhr fort:

„Unſer vortrefflicher Julliard; er gleicht den Schiffen, welche ihre Ladung über Bord geworfen haben, um dem Sturme und dem Seeräuber entfliehen zu können. Aber beruhige Dich nur, Bürger, von uns haſt Du Nichts zu befürchten. Erſtens, was mich betrifft, bin ich, wie Du weißt, ein Gemäßigter, eine Sumpfkröte, einer von den Jämmerlichen, welche ſich einbilden, das beſte Mittel, die Republik zu retten, ſei, den Patrioten die Köpfe nicht abzuſchlagen; und was

den Bürger Kerru betrifft, der iſt ein Kläffer, der bellt, um die Vorübergehenden zu erſchrecken, aber Niemanden beißt. Wenn er verlangt, daß die Ariſtokraten und Föderaliſten ein Bischen gemäht werden ſollen, ſo geſchieht dies nur aus Philanthropie und um der Nation ein weiches Lager zu bereiten. Die Jacobiner haben ihm ſo viele ſchöne Dinge verſprochen, er wartet nur auf den Augenblick, wo er an der Pforte des irdiſchen Paradieſes blos das bekannte „Seſam, thu Dich auf!“ aus Tauſend und Einer Nacht auszuſprechen braucht; und unterdeſſen würgt und plündert man, ohne daß er ſich deshalb beunruhigt. Ihm geht es mit ſeinem naiven Vertrauen, wie den Kindern, die am Charfreitage Maul und Naſe aufſperren, um die Glocken nach Rom wandeln zu ſehen, während der erſte beſte hungrige Hund ihnen ihr Vesperbrod wegfrißt.“

Kerru wollte antworten, als die Thüre heftig aufgeriſſen wurde; ein Seemann trat herein.

Bei ſeinem Anblick ſtieß Leblanc einen Ausruf der Freude aus; er zog ihn bei Seite, und Beide fingen an, angelegentlich mit einander leiſe zu ſprechen.

„Das iſt der Capitän der Barke, welche der Bürger Leblanc für die Familie de la Hubaudière gekauft hat,“ ſagte mir Julliard.

„Er ſegelt nach Bordeaux ab?“ fragte ich.

„Noch heute Nacht, Bürger,“ antwortete Leblanc, mit freudeſtrahlendem Geſichte zu mir ſich wendend;

„die Barke liegt am Ufer des Fluſſes zur Abfahrt bereit, Bürger Kerru, ich will Aufträge für Dich an die Jacobiner der Gironde übernehmen.“

Der Bauer machte eine verächtliche Geberde.

„Ein Föderaliſtenland,“ murmelte er vor ſich hin.

„Ja,“ entgegnete Leblanc, ſeine Freude ſchlecht verbergend; „ja, Du haſt Recht; ein Land ächter Patrioten, welche nicht haben wollen, daß die Revolution blos zum Nutzen eines ſchlechten Advocaten von Arras da ſein ſoll. In einigen Tagen muß ſich's entſcheiden, wer die Oberhand behalten wird, ob die ehrlichen Leute oder die Mörder.

Der Capitän Scanvic führte ihn wieder auf die Seite, und ſie ſprachen abermals leiſe mit einander. Kerru hatte kopfſchüttelnd ihn angehört.

„Er wird wohl thun, abzureiſen,“ murmelte er ſodann zwiſchen den Zähnen, „denn hier könnte ihm ein Unglück wiederfahren.“

„Wie! wegen einiger unvorſichtiger Aeußerungen?“ ... Kerru blinzelte geheimnißvoll mit den Augen.

„Deshalb nicht,“ ſagte er; „aber der Bürger Leblanc beſchäftigt ſich für einen Kaufmann zu viel mit Politik und zu wenig mit dem Handel. Manche haben ihn ſogar im Verdacht, er hätte während ſeiner Reiſe einen andern Namen angenommen. Ich ſagte es ihm; aber er lachte nur dazu und antwortete: S'iſt möglich!“

„Nun, und für wen hielt man ihn denn?“ fragte ich.

„Ja!“ antwortete der Bauer achſelzuckend, „Sie wiſſen ... Jeder hat ſeine eigne Meinung.“

„Nun, und ...“

„Es halten ſich Girondiſten hier auf ...“

Ich ſtellte mich überraſcht.

„Man ſagt ſogar, Louvet's Frau wohne in Penhars ... und dann ſcheint der Bürger Leblanc mit allen Leuten in Paris bekannt zu ſein; er ſpricht in einem Fluſſe weg, wie ein Advocat oder ein Deputirter ... es könnte wohl einer von den Einundzwanzig ſein.“

„Aber welcher denn?“

„Ja, das iſt eben die Schwierigkeit. Louvet iſt es nicht, der iſt klein und ſchwächlich, auch nicht Pétion, der graues Haar hat, noch Barbaroux, der ſchön wie ein Chriſtus ſein ſoll ... Indeſſen ſagte dieſen Morgen der Bürger Lescop, welcher die Portraits aller Conventsmitglieder hat, es könnte wohl Duchâtel ſein.“

Leblanc, als er dieſen Namen hörte, drehte ſich um.

„Das iſt nicht möglich,“ ſagte ich dagegen; „dieſer iſt im Süden; in den Zeitungen wird ſeine Ankunft daſelbſt gemeldet ...“

„Deſto beſſer,“ erwiederte Kerru, „dieſer Duchâtel iſt ein Ariſtokrat, ein Verräther.“

„Wer hat Dir das geſagt?“ rief der Bordeauxer, auf den Bauer zutretend.

Ich erſchrak; Kerru ſchien in Verlegenheit zu kommen, weil ſeine Worte gehört worden waren; er faßte ſich jedoch bald wieder.

„War er es nicht,“ ſagte er, „der krank, mit der Nachtmütze auf dem Kopfe, in die Verſammlung trat, um für Louis Capet zu ſtimmen?“

„Und weil er nicht Blut fließen ſehen wollte, deshalb verdammſt Du ihn? Er iſt ein Ariſtokrat, ſagſt Du, und weißt nicht, das er bis zu ſeinem achtzehnten Jahre Gras gemäht und Garben gebunden hat; er ſoll ein Verräther ſein, er, deſſen Gefühle, deſſen Handlungen alle nur auf das Wohl der Republik abgezweckt haben! Wer biſt Du denn aber, daß Du Dir anmaßeſt, über ihn ein Urtheil zu fällen? was für größere Verdienſte, als er, haſt Du Dir denn erworben? Welche Beweiſe Deiner Intelligenz haſt Du gegeben? Worin leiſteſt Du mehr als er? Seit wann reicht es denn hin, ungekannt und ohne Verdienſt zu ſein, um die zu verläumden, die ſich vor Aller Augen der guten Sache aufopfern?“

„Nimm Dich in Acht, Bürger,“ ſagte Kerru, mit einiger Verlegenheit lächelnd, „wenn Du ihn ſo eifrig vertheidigſt, könnte ich am Ende glauben, daß es wahr iſt, was Lescop dieſen Morgen geſagt hat.“

„Was hat er geſagt?“

„Daß Du ſelbſt dieſer Duchâtel wäreſt.“

Leblanc erſchrak.

„Nun, und wenn ich es wäre,“ fuhr er ungeduldig fort; „dieſes Namens braucht man ſich nicht zu ſchämen, und Du wirſt nicht viele dergleichen unter den Jacobinern finden.“

Der Capitän Scanvic und ich ſuchten ihn zum Schweigen zu bringen; aber, anſtatt auf uns zu hören, wurde er nur noch gereizter.

„Zum Teufel mit dieſer Schauſpielerei,“ rief er; „ich bin es müde, Blindekuh mit der Guillotine zu ſpielen ... Ihr wißt nun, wie ich heiße, Bürger.“

„Und Du haſt nicht zu befürchten, daß ich es weiter ſage,“ ſagte Kerru ernſthaft; „die Proſcribirten verräth man nur entweder aus Haß oder aus Feigheit.“

Ich ſah mich ſchnell nach Julliard um; allein er hatte ſich gleich beim Beginn dieſer Unterredung hinweggeſchlichen, aus Furcht, irgend Etwas zu erfahren, das ihn compromittiren könnte.

Auf Kerru's Verſchwiegenheit glaubte ich bauen zu können. Die Radicalität ſeiner Anſichten hatte der Rechtſchaffenheit ſeines Herzens keinen Eintrag gethan; er gehörte zu denjenigen politiſchen Fanatikern, die ihre Partei nur im Munde führen, die Schreier abgeben, ſich ein wüthendes Anſehen geben und den Lärm, den ſie machen, für politiſchen Eifer und Haß halten. Duchâtel war überdieß die erſte revolutionäre Notabilität,

die er geſehen hatte, und ſeine Feindſeligkeit gegen die Girondiſten verlor ſich ganz unter der neugierigen Bewunderung, mit der ihn der Anblick eines Mannes erfüllte, deſſen Namen er ſo oft in den Zeitungen gedruckt geleſen hatte.

Ich meines Theils war höchlich erfreut, daß ein ſo unerwarteter Zufall mich mit Einem von denen, die ich ſuchte, zuſammenführte. Ich nahm Duchâtel auf auf die Seite und händigte ihm den Brief ein, den ich für ihn hatte; kaum hatte er die Augen darauf geworfen, ſo reichte er mir die Hand.

„Sei mir willkommen," ſagte er, „meine Gefährten werden ſich glücklich ſchätzen, einen Freund Benoiſt's kennen zu lernen."

„Sind ſie hier?"

„Nein, in Benodet. Dort wollen Sie warten bis zur Nacht, um ſich dann mit mir einzuſchiffen."

„Ich kann ihnen wohl eine glückliche Reiſe wünſchen?"

„Wenn Du mit mir gehen willſt."

„Auf der Stelle bin ich bereit dazu."

Wir nahmen Abſchied von Kerru, der trotz ſeines Maratismus Duchâtel umarmte, und zur Vorſicht ermahnte, und machten uns auf den Weg nach Benodet.

XV.

Abreiſe der Girondiſten.

Dort erwarteten uns die flüchtigen Girondiſten. Auch die, welche nicht zur Abreiſe gezwungen waren, hatten ſich dort eingefunden, um von ihren Leidensgefährten Abſchied zu nehmen*). Duchâtel ſtellte mich ihnen vor. Als ſie den Namen Benoiſt hörten, den keiner der Proſcribirten noch vergeſſen hatte, reichten ſie mir Alle die Hände.

Ein Gefühl ſchmerzlicher Hochachtung ergriff mich

---

*) Eine Zuſammenkunft der Girondiſten in Benodet hat nicht in Wirklichkeit ſtattgefunden; die, welche abreiſten, hatten ſich ohne Weiteres zu Schiffe begeben; wir haben dieſes Gaſtmahl nur erdichtet, um Gelegenheit zu haben, die Charaktere der Proſcribirten beſſer darzuſtellen. Unſere Schilderung iſt Herrn Clément de la Hubaudière ſehr wahr erſchienen, ſo daß er in einem Schreiben an uns geſagt hat: „Ich glaubte die Girondiſten ſelbſt zu hören.“

beim Anblick ſo vielen Muthes, ſo vielen Genies und ſo vielen Unglücks. Die Männer, die ich hier ſah, in dem Wirthshauſe eines Dorfes, verkleidet, flüchtig und vielleicht zu ihrem letzten Gaſtmahle ſich vorbereitend, waren dieſelben, welche die Republik begründet, und deren Reden ſo oft den Beifall ganz Frankreichs eingeerntet hatten.

Hier war zuerſt der beredte Guadet, mit feurigen Geberden und ausdrucksvollem Tone, dem, als er am 14. Januar über das Complot der Fürſten ſprach, der ganze Nationalconvent, ſich von ſeinen Sitzen erhebend, mit lauter Stimme die Worte nachſprach: „La Constitution ou la mort!“

Hier war Barbaroux, der ſchöne, edle, gefühlvolle, mit achtzehn Jahren ein Gelehrter, mit fünfundzwanzig Jahren Deputirter, und der bei Gelegenheit der Septemberſcenen jene bewundernswürdigen Worte geſprochen hatte: „Ich werde nicht eher wieder ſchlafen können, als bis die Mörder beſtraft, das Geraubte zurückerſtattet und die Angeber vom Tarpejiſchen Felſen herabgeſtürzt ſind.“

Hier war Louvet, dieſer junge Löwe, wie ihn Madame Roland nannte, ebenſo glühend in der Liebe wie im Haß, eine Art ſtoiſcher Sybarit, deſſen Energie die Gironde gerettet haben würde, wenn die Gironde ſich hätte retten laſſen wollen.

Endlich Pétion, der bei all ſeinen friedfertigen

Gesinnungen in den Weinbergen von Saint-Emilion sterben mußte; Buzot, dessen Körperschwere das Feuer seiner Begeisterung niederhielt; Riouffe, der später in dem Kerker der Conciergerie den Phädon las, und dabei auf seinem Wasserkruge das Messer wetzte, mit dem er sich tödten wollte.

Dann kamen die weniger berühmten, aber gleichedeln Bois-Guyon, Philosoph ohne es zu wissen, der sein ganzes Leben darüber nachdachte, wie er am besten sterben könne; Salles, standhaft und unerschrocken; der Spanier Marchena, der der Inquisition seines Vaterlandes entkommen war, um in die Hände Fouquier-Tinville's zu fallen; endlich Firey-Dupré, der edelmüthige Freund Brissot's, der in seinem vierundzwanzigsten Jahre sterben mußte, ehe er noch daran gedacht hatte*).

Sie hatten sich zu Tisch gesetzt, um die Stunde der Abfahrt zu erwarten, und bald lenkte sich das Gespräch auf die Angelegenheiten der Republik. Es war wie bei einer jener glänzenden Reunions der Madame Roland, zu der Zeit, als die schönsten Hoffnungen der

---

*) Von dem Revolutionstribunal über sein Verhältniß zu Brissot befragt, antwortete er: „Ich war sein Freund; ich behaupte, er hat gelebt wie Aristides, und ist gestorben wie Sidney, als Märtyrer der Freiheit . . .“ Kein Wort durfte er weiter sprechen und wurde auf der Stelle zum Schaffot abgeführt.

Girondiſten noch in ihrer erſten Blüthe waren. Derſelbe Schwung der Begeiſterung, dieſelbe Fülle der Gedanken, dieſelbe unauslöſchliche Liebe für Freiheit und Vaterland.

Die Einnahme Toulon's durch die Engländer war eben bekannt geworden und beſchäftigte Aller Gemüther; im Anfange wurde von gar nichts Anderem geſprochen. Sämmtliche Proſcribirten waren empört über einen ſolchen Verrath, und erklärten ihn ſich auf verſchiednerlei Weiſe. Duchâtel, Buzot, Girey-Dupré gaben dem Royalismus die Schuld; aber Pétion ſchüttelte den Kopf.

„Die Verzweiflung kennt keinen Meinungsunterſchied; dieſe Unglücklichen hatten nur die Wahl zwiſchen dem Ausland und den Tyrannen des Nationalconvents; ſie haben die Schande dem Tode vorgezogen.“

„Und uns wird man als Mitſchuldige ihres Verbrechens anſehen!“ fügte Barbaroux hinzu. „Steht es nicht ſchon in allen jacobiniſchen Journalen, daß die Föderaliſten Toulon überliefert hätten?“

„Aus welchem andern Grunde glaubſt Du denn, daß Toulon überliefert worden ſei?“ rief Louvet. „Siehſt Du den nicht, daß auf dieſe Art der Berg die departementale Inſurrection, die ihn bedrohte, hat unterdrücken wollen? Der Süden, der ſich ſchon in Bereitſchaft geſetzt hatte, auf Paris zu marſchiren, wird ſich nun nach Toulon wenden; ſein Zorn hat nun einen andern Ge-

genſtand gefunden. Dann hatte dieſe Stadt auch Theil an der Föderation genommen; indem man ſie dem Feinde öffnete, macht man uns für ihr Verbrechen verantwortlich: nun glaubt man doch einen Beweis für unſer Einverſtändniß mit den Royaliſten zu haben.“

„Wer weiß übrigens nicht,“ bemerkte Salles, „daß ſchon ſeit langer Zeit ein Complot zur Uebergabe Toulons an die Engländer beſtanden hat? Dieſes Complot iſt dem Marineminiſter und dem Wohlfahrtsausſchuß angezeigt worden; man hat auch die Beweiſe dafür eingeſendet. Man hat die Anzeige verſchwiegen, die Beweiſe vernichtet, und die Stadt iſt überliefert worden.“

„Alſo glaubt Ihr,“ ſage Barbaroux, „die Jacobiner könnten, blos um uns zu ſtürzen, das Vaterland dem Untergange preisgeben wollen?“

„Ich glaube,“ erwiederte Louvet, „daß ſie den Tod der Republikaner um jeden Preis wollen; die Einen, um ungehindert zu herrſchen, die Andern, weil ſie an die Könige des Auslandes verkauft ſind.

Barbaroux lächelte.

„Du bleibſt bei Deiner alten Anſicht,“ ſagte er.

„Wer weiß, ob er nicht Recht hat?“ ſagte Guadet nachdenklich vor ſich hin.

„Auch Du hegſt denſelben Verdacht?“

„Er hat jetzt mehr Urſache dazu, als jeder Andere, erwiederte Louvet.

„Wie ſo?“

„Laß Dir erzählen, was ihm im Monat Mai ein in Neerwinden gefangener Landsmann geſagt hat.“

„Ja,“ nahm Guadet wieder das Wort, „es war wirklich eine prophetiſche Warnung. Er verſicherte mich, er habe in der kaiſerlichen Armee ſagen hören, daß man zu Coburg den Tod der zweiundzwanzig Conventsmitglieder verſprochen habe.“

„Und einen Monat darauf,“ fuhr Louvet fort, „verlangte Pache, angeblich im Namen der Sectionen von Paris, zweiundzwanzig Proſcriptionen. Später, als die Municipalen daſſelbe Verlangen erneuerten, ſtanden ebenfalls zweiundzwanzig Namen auf der Liſte, obwohl es nicht dieſelben waren; endlich, kurz vor Erlaß des Anklagedecretes, ſtrich Marat noch einige Namen davon weg, erſetzte ſie aber durch andere, ſo daß immer zweiundzwanzig Proſcribirte blieben; wahrſcheinlich eine verſprochene Zahl, die der Berg nicht abändern durfte*).

---

*) Bei dieſer ganzen Unterredung haben wir die Anſicht jedes Girondiſten treu wiedergegeben, weil es uns nicht ohne Intereſſe ſchien, zu zeigen, wie damals die hervorragendſten Geiſter über die Perſonen und Thatſachen urtheilten; kaum wird es wohl nöthig ſein, hinzuzufügen, daß der Leſer darin

„Und Robespierre ſollte ſich zum Unterhändler eines ſolchen Verrathes hergegeben haben?“

„Nein; aber er iſt indirecter Mitſchuldiger. Robespierre begünſtigt Alles, was ihn von ſeinen Feinden befreien hilft, und was er ſelbſt nicht thun will, erlaubt er Andern. Wenn er das Gold Philippe Egalité's ausſtreut, um die Vorſtädte für ſeine Dienſte zu gewinnen; wenn er unſere Köpfe an die Könige verhandeln läßt, ſo geſchieht dies, weder um den Orleans empor zu bringen, noch um dem Royalismus einen Dienſt zu leiſten, ſondern um ſich ſelbſt den Weg zu bahnen. Jedes Verbrechen, daß zu dieſem Zwecke dient, gilt ihm als ein nützliches Hülfsmittel: er hat ſich eine Meute aus feigen Verräthern, Dieben und Mördern gebildet, womit er Jagd auf die Republikaner macht.“

„Bis er endlich, wenn er Herr ſeiner Beute ſein wird, ſeine Hunde erwürgt,“ fiel Guadet ein; „die, welche ihm jetzt helfen, werden ſpäter auch noch ſein Opfer werden; ich habe es ſchon zu Danton und ſeinen Freunden geſagt. Sie ſollten ſich des Looſes jener Elenden erinnern, die ſich zu Werkzeugen Cromwell's hergegeben hatten. Dieſer trat eines Tages in das Parlament, wandte ſich an die, welche nach ihrer Meinung fähig waren, das Vaterland zu retten, und ſagte

---

keineswegs den Ausdruck unſerer perſönlichen Anſichten über die betreffenden Ereigniſſe zu finden glauben dürfe.

zu dem Einen: Du biſt ein Trunkenbold; zu dem Andern: Du haſt Dich aus den öffentlichen Kaſſen bereichert; zu einem Dritten: Du beſuchſt ſchlechte Häuſer; zu Allen endlich: entfernt Euch und macht den Guten Platz! Sie entfernten ſich und Cromwell nahm ihren Platz ein.“

„Ja,“ entgegnete Buzot, „aber Cromwell war ein Genie.“

„Und Robespierre vielleicht ein noch größeres,“ ſagte Riouffe: „und er hat auch noch die Zeitumſtände für ſich. Ihr ſeht in ihm nur einen blutdürſtigen Ehrgeizigen; aber wenn er weiter Nichts wäre, wie hätte er denn zu ſolcher Macht gelangen können? Ihr irrt Euch, ſein Ehrgeiz verfolgt eine Idee. Marat und er ſind die Perſonificationen der auf's äußerſte getriebenen Demokratie, ſowie Caligula und Nero die des auf's Aeußerſte getriebenen Despotismus. Sie ſind nicht bloße Staatsmänner, ſondern die Prieſter einer wahrhaften Religion, der Religion des Neides und des perſönlichen Intereſſes. Von Eitelkeit trunken, ſind ſie bona fide vom philoſophiſchen Standpunkte ausgegangen und haben dann, von Uebertreibung zu Uebertreibung aufſteigend, mit Niederreißung aller Hinderniſſe ihre Träume in aller Conſequenz verwirklichen wollen. Sie ahnen dabei ihre Thorheit gar nicht, weil ſie in einer Atmoſphäre von ſyſtematiſchen Illuſionen leben. Sie werden nicht blos von ihren Leidenſchaften, ſondern auch noch von ihrer

unſeligen Logik hingeriſſen, und endlich haben ſie mit der Achtung vor dem Menſchenleben das letzte Hinderniß auf ihrer unheilvollen Laufbahn hinweggeräumt; von nun ſtürzt ihr Fanatismus unaufhaltſam bis an die äußerſten Grenzen und wird zuletzt an dem Unmöglichen zerſchellen.

„Um an eine excentriſche Begeiſterung Robespierre's zu glauben," bemerkte Duchâtel, „müßte man ſeine Heuchelei nicht kennen."

„Das Eine folgt aus dem Andern. Es aufrichtig meinend mit der Idee, lügneriſch in der Ausführung derſelben, ſo ſind alle Stifter neuer Secten. Ihnen gilt der Betrug nur als ein Mittel, ihrem Glauben den Sieg zu verſchaffen. Ihr habt Euch immer über Robespierre getäuſcht. Erſt habt Ihr ihn gering geachtet, ohne zu bedenken, daß er gerade die größte Tugend eines Parteihauptes, hartnäckige Ausdauer, beſaß. Jetzt verachtet ihr ihn, ohne zu bedenken, daß ſelbſt die Schlechtigkeit nicht ohne gewiſſe gute Eigenſchaften zu ihrem Ziele kommen kann. Robespierre iſt eine Zuſammenſetzung von gefährlichen Schwächen und furchtbaren Talenten; er hat die Einbildungskraft eines Mahomet, den Charakter eines Sylla und den Geiſt eines Advokaten."

„Und doch," hob Louvet wieder an, „wenn man mir geglaubt hätte, würde Dein Religionsſtifter jetzt in irgend einem Kerkerwinkel der Conciergerie ſtecken und

von ſeinen blutigen Träumen zehren, wie Ugolino an ſeinen Söhnen. Denn wollt es doch nicht vergeſſen, Freunde, daß wir Alle jetzt hier ſind, weil weder Guadet noch Pétion auf meine Interpellationen antworten wollten, als ich im September Robespierre anklagte.“

„Weißt Du aber auch, daß wir, wenn wir dieſe wüthenden Menſchen aufs Aeußerſte getrieben hätten, die Ausführung ihres Complots nur beſchleunigt haben würden?“

„Sie würde aber damals unglücklich für ſie abgelaufen ſein, denn der Nationalconvent wußte darum; anſtatt aber, wie es die Nothwendigkeit gebot, einem ſchon halbgeſtürzten Gegner den letzten Streich zu verſetzen, hülltet Ihr Euch in eine verächtliche Großmuth ein; Ihr dachtet, das Uebergehen zur Tagesordnung werde ihn ſchon hinlänglich beſchämen; als ob irgend Etwas einen Feind beſchämen könnte, der ſeine Kräfte aufs Neue ſammeln kann. Von da an habe ich es vorausgeſagt, daß die Männer des Dolchs den Sieg über die Männer der Grundſätze davontragen würden; nun wißt Ihr es, ob ich Recht gehabt habe.“

„Tröſte Dich,“ ſagte Riouffe lächelnd, „die Zeit wird unſere Fehler wieder gut machen; die Herrſchaft der Jacobiner wird nur von kurzer Dauer ſein. Ihre Lehren entſprechen jetzt den Wünſchen eines Theils der Nation; aber das Schlechte richtet ſich zuletzt ſelbſt zu Grunde. Jetzt, da wir ihnen nicht mehr im Wege

ſind, werden ſie in ihrer wahnſinnigen Verblendung immer weitergehen; ſie werden mit den Leidenſchaften der Menge, wie die Kinder mit dem Pulver ſpielen; der revolutionäre Wagen wird ihnen immer noch nicht ſchnell genug gehen, und ſie werden deshalb ſoviel Pferde davor ſpannen, daß er in den Abgrund ſtürzen wird, nachdem er ſie ſelbſt unter ſeinen Rädern zertrümmert hat.

„Ja, aber welches Jammers würde es noch bedürfen bis zu einer ſolchen Rettung?“ ſagte Pétion traurig. „Wieviel Unſchuldige werden bis dahin noch hingemordet werden; wieviel Glück und Wohlſtand zerſtört werden. Ach! mein Herz blutet mir, wenn ich an die Zukunft denke, welche Frankreich noch bevorſteht.“

„Der Berg wird uns vielleicht den Schmerz, es mit anzuſehen, erſparen,“ entgegnete Guadet; „und dann, was hat es denn auf ſich, wenn wir wirklich jetzt ſterben ſollten? Haben wir in dieſen wenigen Jahren nicht mehr gelebt, als Andere während eines ganzen Jahrhunderts, und Größeres erlebt, als irgend ein anderer Menſch unſerer Zeit? Wir werden in der Unterwelt den Schatten des Socrates begrüßen und ihm ſagen, daß Anytus noch nicht geſtorben iſt.“

Hier trat eine Pauſe in der Unterhaltung ein. Die Wendung, welche ſie jetzt genommen hatte, gab den Gedanken Aller plötzlich eine andere Richtung; Jeder ſchien, durch die melancholiſchen Betrachtungen Guadet's und Pétions an ſeine eigene Lage erinnert, in ſich zu

gehen, um einen prüfenden Blick auf den Zuſtand ſeiner Seele zu werfen. Die eben noch ſo lebhafte, geſprächige Verſammlung war mit einem Male in ein beklommenes Stillſchweigen verfallen. Es waren nicht mehr die einſichtsvollen Geiſter, die noch vor einem Augenblicke über die Geſchicke Frankreichs geſprochen hatten, ſondern unglückliche, niedergebeugte Herzen, welche wehmüthig an ein Glück, das vernichtet worden, an eine ſüße Hoffnung, die zerknikt werden ſollte, dachten.

Ach! faſt erſchienen ſie mir noch größer jetzt, wo ſie ſich dem Kummer ihres Herzens hingaben und in ihrem Innern den Schmerz ſich nicht verhehlen konnten, vom Leben ſcheiden zu müſſen. Wirklich werden wir bei ungewöhnlichen Menſchen weniger von ihrer Größe gerührt, als von dem, worin ſie ſich menſchlich zeigen; das iſt es, was uns zu ihnen hinzieht, wobei wir uns als Ihres Gleichen fühlen. Für Chriſtus intereſſiren wir uns weniger wegen ſeiner Wunder, die er verrichtete, als wenn er auf dem Oelberge zu ſeinem Vater fleht und bittet, er möge dieſen Kelch an ihm vorübergehen laſſen.

Der Eintritt des Capitäns Scanvic unterbrach das ſchwermüthige Schweigen, in welches wir verfallen waren; er kündigte uns an, daß die Barke in Bereitſchaft und die Fluth eingetreten ſei.

Sogleich ſtanden wir auf. Buzot, Guadet, Barbaroux, Pétion und Louvet, welche noch zurückblieben,

umarmten ihre Freunde mit Innigkeit. Mit zitternden Händen hielten ſie ſich einen Augenblick erfaßt, und Thränen ſchwammen in den Augen, die noch ein letztes Mal ſich einander begegneten.

„Wir werden uns wohl nie wiederſehen,“ ſagte Barbaroux; „der Tod lauert auf allen Wegen auf uns, und wenn wir ihm zu entfliehen meinen, gehen wir ihm vielleicht gerade entgegen; aber was auch geſchehe, die, welche uns überleben, ſind die Erben und Rächer der Todten. Wir ſind hier nur Eine Seele in mehreren Leibern; ſo lange noch Einer von uns lebt, leben in ihm alle Uebrigen fort. Wenn ich dem Henker entgehe und ihr unterliegen müßt, wiſſet dann, meine Freunde, daß mein ganzes Leben Euerm Gedächtniß angehört. So lange mein Herz ſchlägt, werde ich Euch lieben, die Ihr mich geliebt habt; ſo lange ich noch meinen Arm aufheben kann, werde ich die ſchlagen, welche Euch geſchlagen haben. Wenn ich aber ſtatt Euer ſterbe, (möchte es Gott ſo wollen!) ſo nehmt Euch meiner Mutter an . . . erzählt ihr von mir, meine Freunde; ſagt ihr, wie ſehr ich ſie geliebt habe, und vor Allem vertheidigt mein Andenken . . . dies iſt das Einzige, was ihr von ihrem Sohne bleiben wird. Ach! wenn ich ſehe, wie oft das Böſe triumphirt, ſo glaube ich feſter als je, daß dieſes Leben nur der ſchlechte Traum einer Wirklichkeit iſt, die wir wo anders erſt finden werden. Wozu wäre ſonſt der Trieb nach Glückſeligkeit und Gerechtigkeit, den wir

in uns fühlen? Wenn es also wahr ist, daß unsere Seelen unsterblich sind, so werden die Unsrigen sich wiederfinden, denn sie sind einander verwandt; thun wir, so lange wir hier sind, redlich unsere Pflicht als Menschen; fallen wir im Kampfe für die Republik, so möge man auf unsere Grabsteine die Inschrift jener dreihundert gefallenen Griechen schreiben können: „Wanderer, verkünde Sparta, daß wir gestorben sind, um den heiligen Gesetzen des Vaterlands zu gehorchen.“

Hierauf öffnete er die Arme und drückte Einen nach dem Andern an seine Brust. Einige Augenblicke lang hörte man nur mit wankender Stimme gesprochene Abschiedsworte, bis die Zurückbleibenden sich aus den Armen ihrer Freunde losrissen.

„Nun, reiset,“ sagten sie, „und möge Gott Euch beschützen.“

Noch einmal umarmten sie sich und trennten sich dann.

XVI.

Der Bürger de la Hubaudière. — Chapuis.

Ein Brief, den ich von meinem Aſſocié erhielt, nöthigte mich, nach Quimperlé zu reiſen und von da nach Lorient, um Einkäufe von Leinwand und Holz zu machen. Ungefähr zehn Tage war ich von Quimper abweſend.

Bei meiner Rückkehr erfuhr ich, daß der Bürger de la Hubaudière mehrere Male im Gaſthauſe nach mir gefragt hatte, um mit mir zu ſprechen. Obgleich es ſchon ſpät am Abend war, eilte ich ſogleich zu ihm, um ſobald als möglich zu erfahren, ob er etwa Nachricht vom Capitän Scanvic erhalten habe; er war aber nicht zu Hauſe, ſondern im Club, welcher damals in der Capelle des Collége gehalten wurde. Ich ging dorthin, in der Hoffnung einen meiner Bekannten dort zu finden, der mir den Bürger de la Hubaudière, den ich noch nie geſehen hatte, zeigen könnte.

Unglücklicherweiſe war die Sitzung ſchon eröffnet, als ich eintrat. Da ich mich nicht durch die Menge hindurchdrängen wollte, blieb ich an einer der letzten Bänkereihen ſtehen. Ein junger Menſch ſaß hier ganz allein und ich ſetzte mich in ſeine Nähe, um den Schluß oder die Suſpenſion der Sitzung abzuwarten.

Mehrere Redner beſtiegen nach einander die Tribüne. Zuerſt wurde eine Rede gehalten über die Nothwendigkeit, aus den Kirchen des Departements die noch darin befindlichen Symbole des Fanatismus und der Ariſtokratie zu entfernen; hierauf folgten Anklagen und mehrere Motionen über verſchiedene adminiſtrative Maßregeln.

Ich hatte ſchon aufgehört, länger zuzuhören, als eine Bewegung in der Verſammlung entſtand. Ich ſah mich um: Guermeur hatte die Rednerbühne beſtiegen. Bei ſeinem Erſcheinen trat eine allgemeine Stille ein.

Der Commiſſar der executiven Gewalt trug das Coſtüm der großen Patrioten; weite Beinkleider von ſchwarzem Wollenzeuge, eine eng anliegende Jacke, eine tricolore Weſte, einen großen Schleppſäbel, einen buſchigen Schnurrbart und die rothe Mütze, welche zur Hälfte ſeine jacobiniſch coiffirten, kurzen, glattanliegenden Haare bedeckte. Er gab einen „completten Carmagnolen“ ab, wie man es damals nannte. Nach der gewöhnlichen Einleitung über die Intriguen der Royaliſten und Föderaliſten, welche, wie er ſagte, das Departement befeh-

deten, erklärte er, daß man endlich den flüchtigen Girondisten auf die Spur gekommen sei. Noch vor wenigen Tagen hätten sie sich in Quimper aufgehalten; das Schiff, welches sie in die Gironde gebracht, sei wieder zurück und in Concarneau angehalten worden.

Bei dieser Nachricht erschrak der junge Mann, welcher neben mir saß, und als Guermeur ein Papier vorwies, das er in Scanvics Händen gefunden habe, stand er schnell auf und blickte um sich, als suche er nach einem Ausweg zur Flucht.

Unterdessen hatte der Commissar der executiven Gewalt das aufgegriffene Papier zu verlesen begonnen. Es war ein Brief, unterzeichnet von Duchâtel, Salles, Riouffe und Marchena, worin sie ihre Ankunft meldeten und ihren edeln Freunden, die ihnen bei der Flucht behülflich gewesen, dankten.

Nach beendigter Verlesung fragten mehrere Stimmen:

„An wen ist der Brief adressirt?“

„An den Bürger Clément de la Hubaudière.“

Bei Nennung dieses Namens blickte ich auf; mein Nachbar war erbleicht und einen Schritt zurückgetreten. Mir war ein Licht aufgegangen und schnell stellte ich mich vor ihn.

„Nehmen Sie sich in Acht,“ flüsterte ich ihm zu, „man kann Sie hier sehen.“

Der Ruf: „Man ergreife ihn!“ ertönte schon von

mehreren Seiten; eine Stimme unterbrach ihn mit den Worten:

„La Hubaudière war noch in dieſem Augenblicke hier.“

„Wo denn?“

„Dort.“

Der Sprecher zeigte auf den Pfeiler, an welchem ich gelehnt ſtand; Aller Augen waren auf mich gerichtet und ein Schauder lief mir durch den ganzen Körper.

„Der Bürger da muß ihn geſehen haben,“ hob dieſelbe Stimme wieder an.

„Ja!“ rief ich; „ſo eben iſt er entflohen.“

„Wohinaus?“

„Durch dieſe Thüre.“

Ich wies auf die gegenüberſtehende Thüre, und Alles ſtürzte durch dieſelbe hinaus.

Ich hatte meinen Nachbar bei der Hand gefaßt; wir mußten warten, bis die Menge ſich verlaufen hatte; während einiger Augenblicke ſchwebte ich in fürchterlicher Angſt; endlich waren wir ſo ziemlich allein.

„Nun, kommen Sie,“ ſagte ich leiſe zu ihm, indem ich auf den nun freigewordenen Ausweg zeigte.

„Der Ausweg auf jener Seite iſt noch ſicherer,“ entgegnete er.

Er zeigte mir den Weg; wir gingen zuſammen auf eine kleine Thür zu, die er kannte, ſchritten über

mehrere Höfe, und gelangten endlich in ein abgelegenes Gäßchen.

Alles dies war so schnell vor sich gegangen, daß ich noch nicht Zeit gehabt hatte, mich meinem Gefährten zu erkennen zu geben; nachdem wir aber ungefähr zweihundert Schritt gegangen waren, blieb ich stehen und horchte.

„Es kommt Niemand," sagte ich; „Sie sind gerettet."

„Ihnen habe ich es zu verdanken."

„Aus Ihrer Unruhe errieth ich glücklicherweise, wer Sie wären; ich war in den Club gekommen, um Sie zu suchen."

„Mich?"

Ich nannte ihm meinen Namen.

„Ach! das ist eine Fügung des Himmels," rief der Bürger de la Hubaudière, indem er mir die Hand drückte; „seit acht Tagen warte ich auf Sie; aber kommen Sie, ich habe mit Ihnen zu sprechen und hier sind wir nicht sicher."

Er führte mich auf langen Umwegen bis zu dem Kloster der Calvarieriennen, wo uns der Gensd'armeriecapitän, Daniel Coloë empfing.

Der Bürger de la Hubaudière setzte ihn in wenig Worten von dem Vorgefallenen in Kenntniß. Es unterlag keinem Zweifel, daß auf die Denunciation Guermeurs ein Verhaftsbefehl folgen werde, und daß die ein-

zige Rettung sei, zu entfliehen oder sich zu verbergen. Aber was sollte dann aus Barbaroux, Guadet, Louvet, Pétion, Buzot werden, die sich noch in Quimper befanden? Es war vorauszusehen, daß die Nachforschungen zu thätig betrieben werden würden, als daß zu hoffen wäre, sie lange derselben entziehen zu können; der Bürger de la Hubaudière war der Einzige, der bisher für die Sicherheit ihres Entkommens gesorgt hatte; jetzt mußte er sogar nach Brest gehen, um Pouliquen, der für ein Schiff für sie sorgen sollte, zu noch größerer Eile zu drängen. Coloë konnte sich statt seiner dieser Reise nicht unterziehen, weil sein Amt ihn zurückhielt. So erbot ich mich denn, sie zu unternehmen, und alle nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Mein Vorschlag wurde angenommen, und den folgenden Tag reiste ich mit Briefen an Pouliquen, Belval und Binard ab.

Ich traf sie in voller Thätigkeit bei der Erfüllung ihres Versprechens; aber unzählige Schwierigkeiten stellten sich ihnen entgegen. Man konnte nicht mehr zur See fahren, ohne eine Escorte von Convoyschiffen, deren Aufsicht eben so lästig, als gefährlich war. Man mußte fahren wenn sie fahren wollten, anhalten, wenn sie anhielten, ihnen erklären, ob Passagiere an Bord wären, und nach Gelegenheit die Schiffe von ihnen visitiren lassen. Und war man auch während der Reise glücklich ihrer Aufmerksamkeit entgangen, traf man sie

an dem Eingange des Hafens wieder, wo man dicht an ihnen vorüber mußte.

Die Verhaftung Scanvics, der nach Breſt abgeliefert worden war, um vor das Revolutionstribunal geſtellt zu werden, hatte noch überdieß die Küſtenfahrer mit Schrecken erfüllt.

Endlich fand ſich jedoch noch ein ſchottiſcher Capitän, der ſich bereit erklärte, die proſcribirten Deputirten an Bord zu nehmen. Es wurde verabredet, daß ſie ſich bei Nacht nach Lanveoc begeben ſollten, von wo ſie eine Barke bis zu ſeinem Fahrzeuge bringen werde, welches mit dem nächſten Zuge abſegle.

Schleunigſt reiſte ich wieder nach Quimper zurück, um dieſe frohe Botſchaft zu überbringen. La Hubaudière, welcher faſt umkam vor Ungeduld, ſchrie laut auf vor Freude darüber. Trotz meiner und des Capitäns Coloë Bitten, begab er ſich noch denſelben Abend nach Douarnerez, wo ſich Pétion, Barbaroux und Louvet jetzt aufhielten. Drei Tage darauf erhielt ich ein Billetchen von ihm, worin er mir mittheilte, daß Alles gelungen ſei, und unſere Freunde auf dem Wege nach Bordeaux ſich befänden. Er hatte ihre Stelle beim Bürger Chapuis eingenommen und forderte mich auf, ihn daſelbſt zu beſuchen.

Da meine Geſchäfte beendigt waren, ſo entſchloß ich mich, vor meiner Abreiſe noch einen Beſuch in Kervere zu machen.

Hier traf ich Louvets Lodoïska und Barbaroux's Mutter, welche der ſchottiſche Capitän ſich geweigert hatte miteinzuſchiffen, jene, obgleich als niedere Arbeiterin verkleidet, doch eine gewiſſe tragiſche Majeſtät bewahrend, dieſe ſchon eine Greiſin, deren Haare in einer einzigen Nacht*) gebleicht waren. Beide ſchienen dieſelben Gedanken, dieſelben Gefühle miteinander zu theilen, ſo hatte der gemeinſchaftliche Schmerz ihre Seelen mit einander vermählt. Nur daß die Eine, durch die Erfahrung ſchon belehrt, im Voraus über die Zukunft weinte, während die Andere, mit mehr Zuverſicht, ihre Wünſche noch für Hoffnungen nahm.

Drei Tage brachte ich in Kervere zu, mit jenen beiden Frauen über ihre beiden Angehörigen plaudernd und ihnen Troſt zuſprechend.

Die Mutter Barbaroux's erzählte mir von der Kindheit ihres Sohnes, von ſeiner frommen Begeiſterung, ſeinen frühzeitigen, höheren Beſtrebungen und von ſeinem grenzenloſen Vertrauen, dieſen gefährlichen Tugenden, die ihn ſpäter auf das Schaffot bringen mußten. Von traurigen Ahnungen ſchien ſeine arme Mutter erfüllt zu ſein; das Todtengeſchrei, welche ſie am 2. Juni vernommen hatte, tönte ihr noch immer in den Ohren, und immer rief ſie: „Man wird Euch tugendhafte Menſchen erziehen, damit ihr ſie würgen könnt!...“

*) Am 2. Juni.

Louvets Geliebte war zugleich verzweiflungsvoll und ſtolz; bei ihr hielt das Gefühl der Pflicht dem Schmerze ihres Gemüthes die Wage. Sie erzählte mir, wie die erſte Nachricht von der Revolution ſie mitten in dem berauſchenden Glücke einer erſten Liebe und entzückender Pläne eines dereinſtigen traulichen Zuſammenlebens überraſcht hätte. Wie ſie ſich Anfangs davor entſetzt, ſpäter aber dafür begeiſtert habe! Wohl hätte ſie ſogleich vorausgeſehen, was die zu leiden haben würden, welche ſich in den Kampf einließen; allein ſie habe Gefahr und Ungemach einem ſelbſtſüchtigen Glücke vorgezogen.

Beide, ſie und Barbaroux's Mutter, erzählten mir auch ihre Qualen ſeit dem 10. März, die Gleichgültigkeit oder den Verrath ihrer Freunde, ihre angſtvolle Flucht mitten durch die feindlichen Volksmaſſen.

Da erfuhr ich auch, wieviel ſie ihrem Wirthe zu verdanken gehabt hatten. Als die Furcht alle Liebe erkalten machte, als ſo viele Feige ihre Thüren den Proſcribirten verſchloſſen, und die Edelmüthigſten ſich wünſchten, keine Zufluchtsſtätte ihnen anzubieten zu haben, war er ihrer Bitte zuvorgekommen. Ohne aus Freundſchafts- oder Parteirückſichten eine Art Verbindlichkeit dazu zu haben, hatte er ſie aufgeſucht, um ſie zu retten.

Louvet war der Erſte, welchen er aufnahm; er erfuhr, daß er nahe daran ſei, entdeckt zu werden, und ſich von ſeiner Lodoiska trennen müſſe; da beeilt er ſich,

ihnen eine gemeinſchaftliche Zufluchtsſtätte anzubieten. Bald darauf folgten Barbaroux, Guadet, Pétion und Roujoux, Expräſident des inſurrectionellen Comité's von Cann. Dieſe hatten ſich anfänglich geweigert, allein Chapuis drang mit Bitten in ſie; er hatte ſo ſehr gewünſcht, ſie kennen zu lernen. Die Gefahr, der er ſich durch ihre Aufnahme ausſetzte, ſchien ihm eine Freude und eine Ehre zu ſein; es beleidigte ihn, wenn man ihm darüber etwas Schmeichelhaftes ſagte. Aber auch außerdem war er ſeinen Gäſten noch auf jede Art zu Dienſten. Wenn irgend eine gefährliche Botſchaft zu übernehmen war, ſo ging er; als Louvets Geliebte davon ſprach, nach Paris zurückzukehren, um den Reſt ihres Vermögens zu retten, erbot er ſich ihr zur Begleitung, um ſie zu beſchützen und ihr zu helfen; als man über das Zögern des erwarteten Schiffes klagte, ſchlug er vor, daß er nach Breſt reiſen, ſich erkundigen und die Abfahrt zu beſchleunigen ſuchen wolle. Päſſe ſchaffte er durch Liſt, Drohungen oder Beſtechungen herbei, und wenn dies Alles nicht helfen wollte, fabricirte er ſie ſelbſt. Ein ſeltener Mann, deſſen Aufopferung zu Allem fähig war, den Nichts erſchreckte oder überraſchte; der eben ſo gut eine Bark zu führen verſtand, wie ein Pferd zu bändigen, eine Wunde zu heilen oder einen Feind zu bekämpfen. Er war zugleich Maler, Architect, Naturkundiger und Verwaltungsmann, und machte von allen dieſen Geſchicklichkeiten

auf eine ſo einfache, geräuſchloſe Art Gebrauch, als wollte er abſichtlich nicht bewundert ſein.

Indeſſen wurden die Nachſuchungen von Tage zu Tage thätiger betrieben. Der geringſte Zufall, die geringſte Unvorſichtigkeit hätte die Flüchtlinge verrathen können. Ueber ihnen wohnte ein Gensd'arme, und die Freunde, welche dieſen beſuchen wollten, waren ſchon oft an die falſche Thüre gekommen; allein Chapuis war immer auf der Hut, und ſeine Geiſtesgegenwart kam ſeiner Vorſicht gleich. Sobald einer jener Commiſſäre der executiven Gewalt angekommen war, die damals von Dorf zu Dorf zogen, um die Verfolgungen zu betreiben, und die Liſten der Verdächtigen aufzunehmen, ſo lief er in das Gaſthaus und trank Brüderſchaft mit ihnen. Die beſten Weine aus ſeinem Keller wurden herzugeſchafft; er ſang Couplets zu Ehren Marats, trank die ganze Nacht mit ihnen, ohne ſich zu berauſchen, und kam nicht eher wieder, als bis der Commiſſar unter dem Tiſche lag, und er wußte, in welcher Abſicht er gekommen war.

Das war aber noch nicht genug; um den Verdacht noch mehr abzulenken, lud er wöchentlich zweimal die wüthendſten Mitglieder der Bergpartei ſeines Cantons zu ſich ein. Da hörten denn die Proſcribirten, nur durch eine einzige Wand von ihren Verfolgern getrennt, ihre Namen ſchmähen und Toaſte auf ihren Tod ausbringen.

Eines Tages, während eines dieſer Gaſtmähler, war Feuer im Hauſe ausgebrochen. Eine Magd kam voll Angſt hereingeſtürzt, um Chapuis davon zu benachrichtigen. Dieſer denkt nur an die Proſcribirten, die in Gefahr ſind, umzukommen oder entdeckt zu werden. Er gebietet der Magd Stillſchweigen und giebt lächelnd das Zeichen zum Beginn des Tanzes; darauf eilt er zu den Girondiſten, führt ſie aus dem Hauſe und verbirgt ſie in dem Kornboden einer abgelegenen Scheune, und nun erſt, als er ſich überzeugt hat, daß ſie nicht entdeckt werden können, fragt er, wo das Feuer iſt. Er löſcht es allein, und die Gäſte, welche Nichts davon gewahr worden waren, erfuhren es erſt lange Zeit nachher.

Indeſſen hatten ſich doch trotz aller dieſer Vorſichtsmaßregeln dumpfe Gerüchte verbreitet. Man wußte, daß der Eigenthümer von Kervere jeder Aufopferung fähig war, und dies reichte hin, um ihn verdächtig zu machen. Es wurde ihm angekündigt, daß eine Hausſuchung bei ihm vorgenommen werden ſolle.

Chapuis, der ſchon vorher in der Mauer einen Schlupfwinkel für ſeine Gäſte angebracht hatte, ließ ſie ſich darin, mit den nöthigen Nahrungsmitteln auf einige Tage und Waffen zur Vertheidigung für den Nothfall, verbergen; er ſelbſt nahm in jede Hand eine Piſtole.

„Was willſt Du mit dieſen Waffen?“ fragte ihn Louvet.

„An Eurer Seite kämpfen und ſterben, wenn man Euch entdecken ſollte,“ antwortete er.

Hierauf ſchloß er das Verſteck, ſetzte ſich ruhig nieder und erwartete, was kommen würde. Allein die Hausſucher kamen nicht.

Endlich erſchien das Decret, welches Jeden zum Tode verurtheilte, der den Proſcribirten ein Aſyl gewähre. Chapuis bot Alles auf, um es denen, welche er bei ſich verbarg, nicht wiſſen zu laſſen; allein ein Journal, welches ein Nachbar hatte liegen laſſen, verrieth es ihnen zuletzt noch. Auf der Stelle war ihr Entſchluß gefaßt. Noch denſelben Abend erklärten ſie Chapuis, daß ſie unverzüglich ſein Haus verlaſſen würden. Er wollte ſie zurückhalten, aber Roujoux fiel ihm in die Rede: „Bemühe Dich nicht vergeblich,“ ſagte er. „Du haſt hier eine Frau, eine Nichte, Schweſtern, einen Vater und eine Mutter, die ſchon achtzig Jahre alt ſind; wir wollen nicht, daß dieſe unſererwegen das Schaffot beſteigen.“

Chapuis holte ſeine Familie herbei und rief: „Sie gehen fort, aus Furcht, Euch in's Unglück zu ſtürzen; kommt und ſagt ihnen, was Ihr denkt.“

Alle kamen herbeigeeilt und baten die Flüchtlinge, zu bleiben. Je mehr dieſe aber von einem ſolchen Muthe gerührt wurden, deſto mehr mußten ſie auch fürchten, dieſe edeldenkenden Seelen zu compromittiren. Weinend umarmten ſie die Frauen, Mädchen

und Greiſe. Chapuis verſuchte noch einmal ſie zurückzuhalten; ſie reichten ihm die Hand und ſagten: „Lebe wohl.“

„Ihr ſeid alſo feſt entſchloſſen?“ rief er troſtlos.

„Wir müſſen.“

Da ergriff er eine Piſtole, vertrat ihnen den Weg und ſagte: „Nun gut! ſo geht; aber da ich keinen von Euch auf das Schaffot ſteigen ſehen mag, ſo tödte ich den erſten, der über dieſe Schwelle tritt.“

„Du willſt alſo, daß ſich Alle dieſe für uns aufopfern ſollen?“ rief Rpujoux gerührt.

„Alle!“ wiederholten die Frauen und Greiſe, wie aus einem Munde.

Die Proſcribirten wurden endlich durch dieſe außerordentliche Hingebung beſiegt, und willigten ein, zu bleiben. Hätten ſie ſich doch nicht ſpäter durch ihre chimäriſchen Hoffnungen verleiten laſſen, wieder in die Gironde zu gehen, wo die Meiſten ihren Tod, Alle Gleichgültigkeit und Verrath finden mußten!

Chapuis, im Jahre III. zum Adminiſtrateur des Departements Finiſtère ernannt, verwaltete dieſes Amt mit dem Eifer und der Uneigennützigkeit, die er bei Allem zeigte. Um ſich dabei zu bereichern, hätte er es nur zu wollen gebraucht; allein ſeine Hand, die ſtets bereit war zum Geben, blieb ſtets geſchloſſen, wenn es galt zu nehmen; Chapuis trat ärmer aus ſeinem Amte, als wie er es angetreten hatte.

Bald folgte das Consulat, sodann das Kaiserreich. Die Trümmer seines Vermögens zersplitterten sich; seine Familie hatte sich zerstreut, seine Freunde waren gestorben oder bemühten sich, Barone zu werden; zu stolz, fremden Beistand anzuflehen, um den er sich nie von Andern hatte bitten lassen, als er noch im Glücke war, hüllte er sich schweigend in sein Elend, und man vergaß ihn.

Ich selbst wußte nicht, was aus ihm geworden war, als man mir zu Anfange der Restauration auf dem Hofe des Hospitals von Quimper einen kahlköpfigen, gekrümmten Greis zeigte; um ihn herum spielten Kinder mit seinem Stechpalmenstocke. Sein Blick war noch liebevoll, freundlich, und seine Falten lächelnd ... es war Chapuis!

Hier ist er später auch gestorben, fern von Verwandten und Freunden; von hier ist seine Leiche in die Gemeindegrube getragen worden, denn Chapuis war auch diese letzte Gunst des Erdengeschicks, die auch dem Niedrigsten nicht versagt ist, nicht zu Theil geworden, sechs Fuß Erde und ein hölzernes Kreuz! Nichts bezeichnet die Stätte, wo er ruht, keine Inschrift sagt es, daß er gelebt hat! Kaum daß noch das Andenken an so viel Edelsinn und Muth in wenigen besseren Seelen fortlebt. Wozu dient denn nun die Tugend inmitten der armseligen und blutigen Händel dieser Welt? Nachdem man ihr nur die Wahl gelassen hat zwischen

Schaffot oder Hoſpital, verweigern wir ihr eine Grabesſtätte, die Andern zur Lehre dienen könnte. Wir wollen wohl noch immer Märtyrer, aber keine Heiligen mehr haben! *)

*) Dieſe Zeilen waren ſchon gedruckt, als wir aus einem Briefe des Herrn Clément de la Hubaudière erfuhren, daß Chapuis doch einen Freund im Unglücke behalten hatte, den Bürger Roujour. Dieſer hat den Retter der Girondiſten bis zu ſeinem Tode mit einer Penſion unterſtützt. Es gereicht uns zur Freude, dieſe Thatſache, zur Ehre unſeres Vaterlandes, hier beſtätigen zu können.

Ende des zweiten Theiles.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.

Im **Verlags-Comptoir** zu **Grimma** und **Leipzig** erschienen ferner:

Jeremias.

Originalroman

von

Fr. Binnewerck.

Zwei Theile. Preis 1 Thlr.

Gespenster.

Von

Alexander Dumas jun.

Zwei Theile. Preis 1 Thlr.

Reisen, Abenteuer und Gefechte.

Erinnerungen aus meinem Seelreben.

Von

Louis Garneray.

Aus dem Französischen

von

Ludwig Fort.

Vier Theile. Preis 2 Thlr.

Die Ritter vom Landsknecht

vom

Marq. von Foudras

und

Javier von Montépin.

Deutsch

von

H. Bertholdi.

Sieben Theile. Preis 3 Thlr. 15 Ngr.

Marie Barcoczy.

Hiſtoriſcher Roman

von

Talvi (Mrs. Robinſon),

Verfaſſerin von „Kurmark und Kaukaſus oder das Geheimniß".

Aus dem Engliſchen

von

C. M. Drugulin.

Preis 15 Ngr.

Eine gute Partie

von

Emilie Flygare-Carlén.

Preis 15 Ngr.

Die Memoiren eines Königs.

Vom

Marquis de Foudras.

Aus dem Franzöſiſchen übertragen

von

A. Kretzſchmar.

Drei Theile. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Memoiren

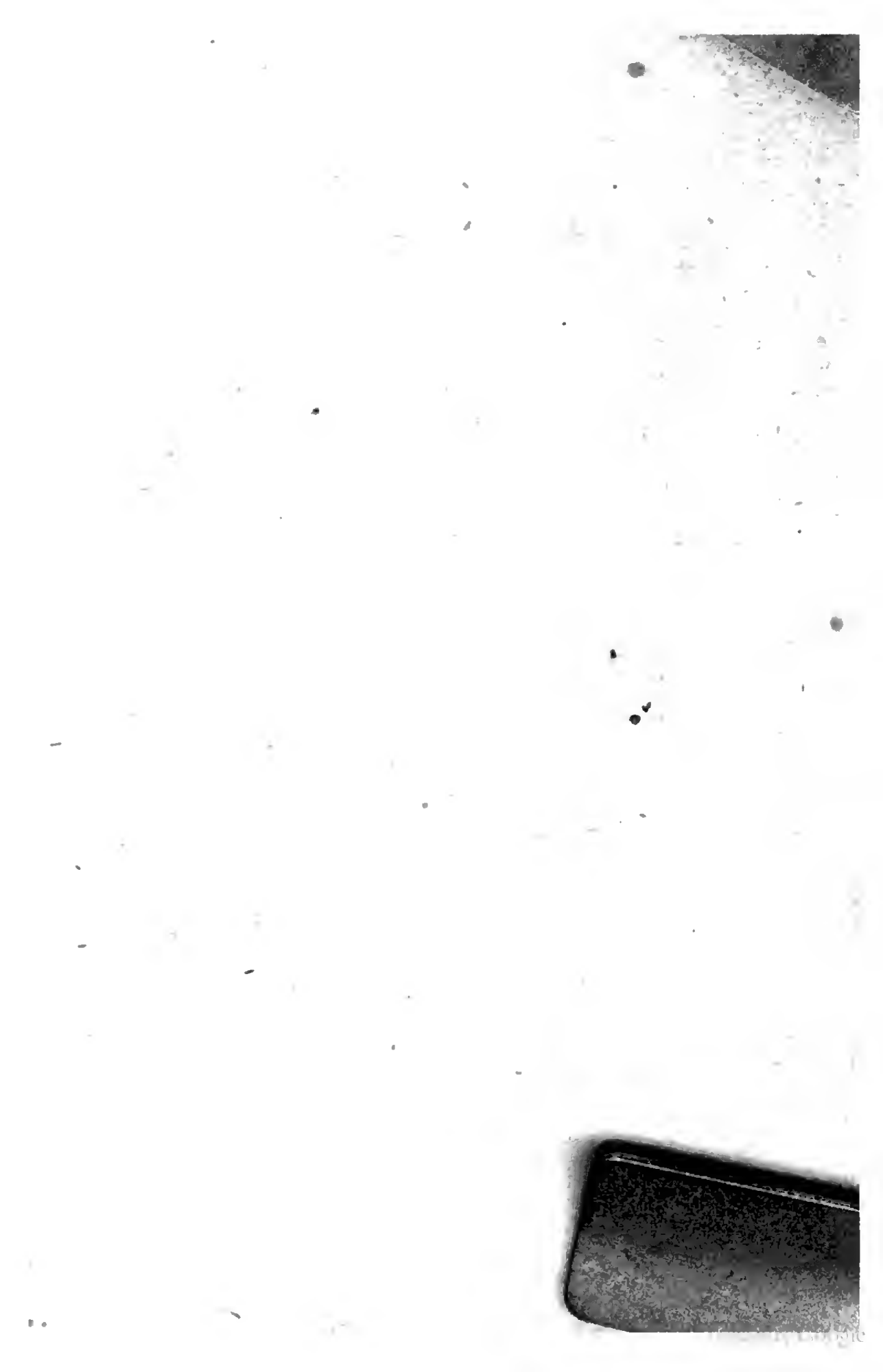
von

Lola Montez,

Gräfin von Landsfeld.

Aus dem Franzöſiſchen übertragen

von

Ludwig Fort.

Drei Theile. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.